

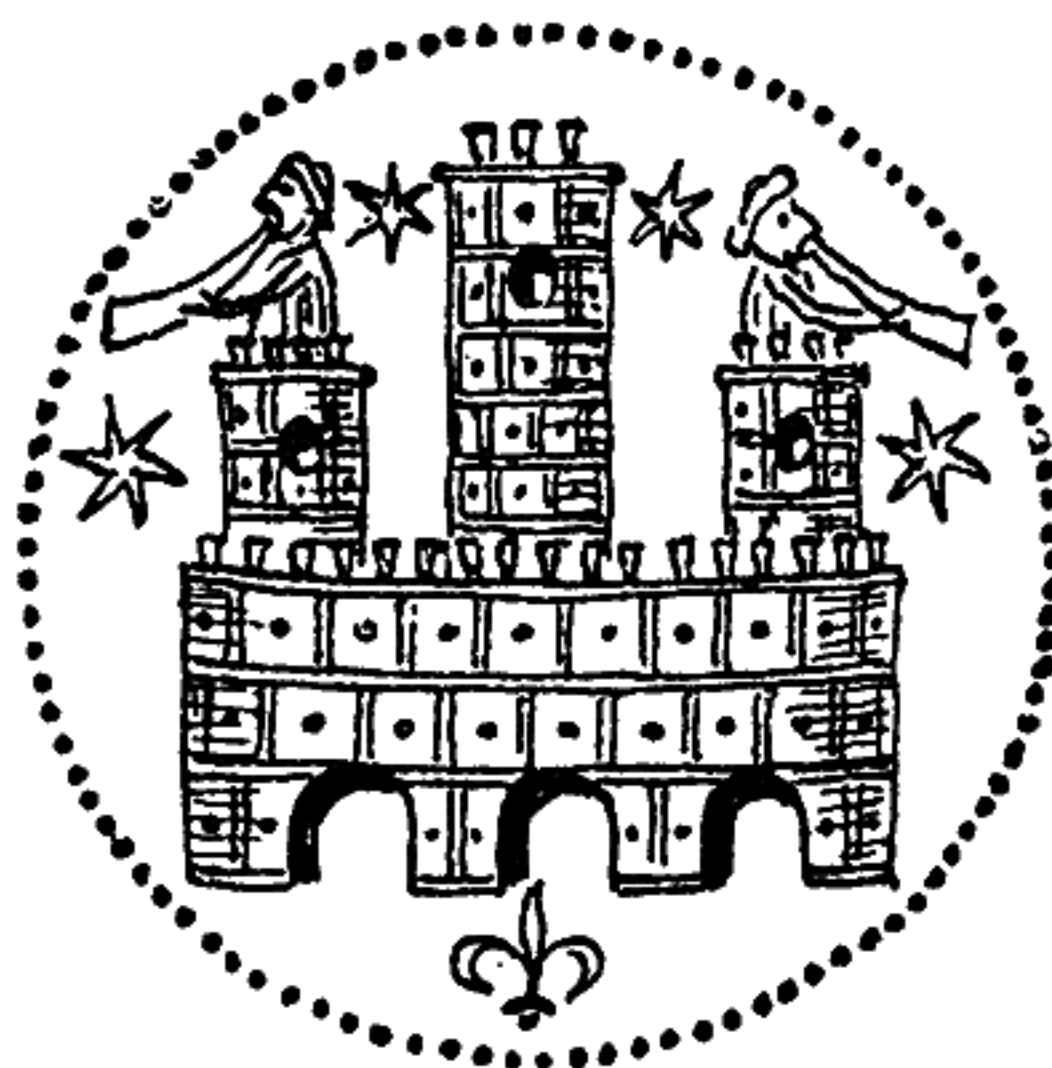
Einwohnerbuch

der Stadt Freiburg im Breisgau

mit den Orten

Ebnet, Lehen und Merzhausen

1956



134. Ausgabe

ADRESSBUCHVERLAG ROMBACH & CO GMBH

Freiburg im Breisgau

INHALTS-ÜBERSICHT

Wichtige Anrufe · Auto-Parkplätze · Feuermelder
Geschichtliche Betrachtungen mit Bildwiedergaben

TEIL I

Einwohner- und Firmenverzeichnis
in alphabetischer Reihenfolge

TEIL II

Straßenverzeichnis und Häuser
mit Angabe der Eigentümer und Bewohner

TEIL III

Behördenverzeichnis

Landes- und Bundesbehörden · Konsulate · Stadtverwaltung · Ortsstiftungen
Sparkasse · Selbstverwaltungskörper · Universität · Unterrichtsanstalten
Kirchliche Behörden · Parteien · Gewerkschaften · Anstalten · Vereine · Verbände

TEIL IV

Gewerbe- (Branchen-) Verzeichnis

Handel- und Gewerbetreibende · Industrielle Betriebe
Selbständige Berufsarten
Verzeichnis der im Handelsregister eingetragenen Firmen



Alle Rechte vorbehalten. Sämtliche Manuskripte sind Eigentum des Verlegers. Der ganze oder teilweise Nachdruck und die Verwendung von Ausschnitten zu Werbezwecken werden als Verstoß gegen das Gesetz betr. Urheber- und Verlagsrecht (vom 16. Juni 1901) und unlauteren Wettbewerb (vom 7. Juni 1909) gerichtlich verfolgt. Auch Abschrift von Adressen zwecks gewerbsmäßigen Weiterverkaufs ist untersagt.

Für Richtigkeit oder Vollständigkeit der Eintragungen übernimmt der Verlag keine Gewähr; er lehnt ebenso jede Verantwortung und Haftung in allen Fällen für evtl. Nachteile infolge unrichtiger oder unvollständiger Wiedergabe der freien und bestellten Eintragungen ab, die, hervorgerufen durch undeutliche Schrift in den Erfassungsbogen und Manuskripten, durch Satz- und Druckfehler, Personen oder Firmen gegenüber entstehen können.

Aus der Geschichte des Breisgaus

Die Klöster St. Peter — St. Märgen — St. Blasien

Im letzten Band des Freiburger Einwohnerbuches (1955) wurde kurz die Geschichte der Kaiserstühler Gegend erzählt und auf deren vielfache Beziehungen zu Freiburg hingewiesen. In diesem Jahr soll in großen Zügen von den Schwarzwaldklöstern St. Peter, St. Märgen und St. Blasien die Rede sein, die große Besitzungen im Breisgau hatten und auch im Laufe ihrer vielhundertjährigen Geschichte bald enger, bald loser mit den Geschicken unserer Stadt verbunden waren. So besaßen St. Peter und St. Blasien hier repräsentative Absteigequartiere: den Peterhof bzw. den St.-Blasianer-Hof (Salzstraße 18), während die Augustinerchorherren von St. Märgen einst froh waren, im hiesigen Allerheiligenkloster (heute Augustinermuseum) eine Heimstätte für lange Zeit zu finden. Dazu kommt, daß manche führende Männer dieser drei Abteien aus Freiburg stammten oder der hiesigen Universität nahestanden.

Die große kulturelle Bedeutung der Klöster, gerade auch in der Frühzeit, in den Jahren der Christianisierung unserer engeren Heimat, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. J. Sauer und viele andere haben in Büchern und Aufsätzen dieses Thema oft behandelt. Und für die Mönche, die unseren Vorfahren das Evangelium brachten, gilt dasselbe, was der westfälische Dichter F. W. Weber in seinem Epos „Dreizehnlinden“ von den Missionaren im Lande der alten Sachsen sagt:

Ernste Männer, vielgeprüfte,
die in harter Weltverachtung
einsam sich der Arbeit weihten,
dem Gebet und der Betrachtung;
Stille Siedler, die sich mühten,
mit dem Spaten wilde Schluchten,
wildre Herzen mit der Lehre
lindem Samen zu befruchten.

St. Peter

Einige Jahrzehnte vor der Gründung Freiburgs (im Jahre 1120) erstand in nicht allzu großer Entfernung ein Kloster, das in den langen Jahrhunderten seines Bestehens in vielerlei und wechselvolle Beziehungen zu unserer Stadt trat: St. Peter auf dem Schwarzwald. Der Stifter dieses Gotteshauses war Bertold II. von Zähringen, der jüngste Sohn Bertolds I., der 1073 die Propstei Weilheim u. d. Teck (Württemberg) gegründet hatte. Dieses Kloster war dann vorübergehend an Hirsau gekommen, und als Bertold II. es nach einigen Jahren wieder zurückerwarb, beabsichtigte er zunächst, Weilheim zu erweitern und zur Familiengruft der Herzöge von Zähringen zu machen. Aber er änderte seinen Plan und beschloß, da sich inzwischen die zähringische Macht nach dem Breisgau und Burgund verlagert hatte, ein neues Kloster mehr in die Nähe seines breisgauischen Wohnsitzes zu verlegen. Der Ort wurde mit Bedacht gewählt; nicht weit

von dem großen Übergang des Breisgaves in das innere Schwaben, mit leichtem Abstieg zur Dreisam wie zur Glotter und zu den Gütern der Zähringer, rings umgeben von wichtigen Verkehrswegen und doch wieder still und abgeschieden auf einer bedeutenden Höhe. Am 2. Juli 1093 zogen die ersten Hirsauer Mönche von Weilheim in St. Peter ein, und einen Monat später, am Feste St. Petri Kettenfeier, fand die feierliche Weihe der Kirche statt. Mit dem Stifter hatten sich die Grafen Wilhelm von Burgund und Gottfried von Calw, die späteren Schwiegersöhne Bertolds II., ferner die Äbte von Hirsau, Schaffhausen, Petershausen, Ettenheimmünster, St. Blasien, St. Georgen (Schw.), Suffragane, Pröpste und Dekane von Konstanz, Basel und Straßburg sowie zahlreiche Priester und viel gläubiges Volk eingefunden. Bischof Gebhard III. von Konstanz, ein Bruder des Herzogs, vollzog die Weihe. Bertold überwies dem neuen Gotteshaus die Güter im Neckargau, die sein Vater einst der Propstei Weilheim gegeben hatte, ferner zusammen mit seiner Gemahlin Agnes Hof und Kirche Buchsee (Kanton Bern), die Kirche zu Seeberg und Huttwyl und mehrere Dörfer. Das Kloster sollte unmittelbar dem Apostolischen Stuhle unterstehen; dessen zum Zeichen hatte es jährlich einen Goldbyzantiner an den Lateran zu entrichten. Ferner wurde vom Stifter bestimmt, daß der Abt vom Konvent frei gewählt werde, daß der Vogt in die inneren Angelegenheiten des Klosters nicht eingreifen dürfe, und daß kein Laie sich am Ort ansiedeln solle. Bertold und seine Nachkommen waren für immer als Inhaber der Klostervogtei gedacht. Am 10. März 1095 erhielt dann St. Peter die päpstliche Bestätigung.

Als Bertold II. 1111 starb, wurde sein Leichnam in das von ihm gegründete Kloster überführt und, wie er bestimmt hatte, vor dem Kreuzaltar beigesetzt. Zum Seelenheil des Verstorbenen erfolgten viele Stiftungen, und der Konvent selbst gedachte seines Stifters und Wohltäters Jahrhunderte hindurch in einem feierlichen Totenamt, das jeweils an Bertolds Sterbetag, 12. April, gehalten wurde. Noch im gleichen Jahre (1111) folgten dem Heimgegangenen sein Sohn Rudolf und die Herzoginwitwe Agnes, die beide neben ihm ihre letzte Ruhestätte fanden. Bertolds Nachfolger, der dritte Bertold, und sein Bruder Konrad machten anlässlich der Beisetzung von Mutter und Bruder dem Gotteshaus St. Peter wiederum größere Zuwendungen, vor allem an Grund und Boden, und andere Edelleute folgten ihrem Beispiel. Diese Schenkungen bildeten das Kernstück der Liegenschaften dieses Klosters auf Jahrhunderte hinaus, die durch gelegentliche weitere Vergabungen noch vermehrt wurden¹. Nunmehr konnte auch an die Erstellung des eigentlichen Abteigebäu-

¹ Im sog. Rotulus San Petrinus erfolgte dann später die schriftliche Zusammenstellung aller Güter und Gerechtsame dieses Gotteshauses. Dieses Verzeichnis, das sukzessive ergänzt wurde, stellt nach v. Weech eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte und Geographie dieses Landesteiles und zugleich für die Genealogie der Zähringer dar.

des gedacht werden, das im Jahre 1113 durch Bischof Wito von Chur die kirchliche Weihe erhielt. Dieser Festtag brachte erneut einen erheblichen Gebietszuwachs, aber auch wertvolle Kirchengeräte und prächtige Ornamente. Doch über allen irdischen Belangen wurde das Religiöse nicht vergessen. 1115 erfolgte die Aufnahme unseres Schwarzwaldklosters in die Genossenschaft der Clunyacenser Fraternität, und mit ihr kam auch jener Zug frischen kirchlichen Lebens, der von Cluny aus durch das ganze Abendland drang, nach St. Peter. Auch mit anderen Klöstern wurden Gebetsgemeinschaften eingegangen².

Herzog Bertold III. war nicht lange Kloostervogt; im Jahre 1122 fand er bei Molsheim (Elsaß) einen gewaltsamen Tod. Sein Leichnam wurde, wie die „Chronike der Stadt Freiburg im Brisgaw“, Anhang zur „Königsh. Chronik“, Straßburg 1698, erzählt, in einem ausgehöhlten Baumstamm über den Rhein und dann nach St. Peter gebracht und im Kapitelsaal vor dem Abtstuhl beigesetzt. Da Bertold III. kinderlos starb, wurde sein Bruder Konrad sein Nachfolger als Herzog von Zähringen und übernahm als solcher auch das Vogteiamt. Die von seinem Vater gestiftete Kirche war vermutlich nur ein Holzbau gewesen (oder ein nicht sehr stabiler Steinbau); jedenfalls wurde, noch bevor ein halbes Jahrhundert vergangen war, ein Neubau notwendig, der im Jahre 1148 seine Weihe erhielt, verbunden mit den schon zur Tradition gewordenen Schenkungen und Begabungen. Vier Jahre später segnete Herzog Konrad in Konstanz, wo er mit König Konrad III. zusammengetroffen war, das Zeitliche. Der Tote wurde in feierlichem Zuge vom See nach dem von ihm gegründeten Freiburg gebracht, und von hier bewegte sich am 12. Januar 1152 ein großes Trauergeleite hinauf auf die verschneiten Schwarzwaldhöhen zur Familiengruft der Zähringer. Es muß ein eindrucksvoller Augenblick gewesen sein, als die Freiburger all die hohen Trauergäste, an ihrer Spitze den deutschen König Konrad und dessen Neffen Herzog Friedrich von Schwaben, der schon nach wenigen Monaten die deutsche Königskrone tragen sollte, an sich vorbeiziehen sahen. Die beiden Nachfolger, Bertold IV. und dessen Sohn Bertold V., waren dem Gotteshaus zwar gerechte Vögte, aber weniger freigebige Gönner als ihre Vorgänger. Beider Herzöge Interessen gingen — wenigstens zeitweise — weit über die engen Heimatgrenzen hinaus, und so hatten sie wohl wenig Zeit, an das stille Schwarzwaldkloster zu denken. Im übrigen war der letzte männliche Sproß der Zähringer, Bertold V., zugleich der erste, der nicht mehr in der Gruft seiner Väter beigesetzt werden wollte, sondern das Freiburger Münster zur letzten Ruhestätte wählte, wo noch heute sein Grabstein an ihn erinnert.

Ein schweres Unglück traf St. Peter am Allerheiligentag des Jahres 1238, als eine Feuersbrunst das Kloster in Schutt und Asche legte, das erste der vielen großen Schadenfeuer, die das Kloster im Laufe der Jahrhunderte noch heimsuchten. Erst in den neunziger Jahren konnte der Wiederaufbau zu Ende geführt werden. Die stürmischen Zeiten des 14. Jahrhunderts schlugen ihre Wellen auch in das stille, weltabgeschiedene Schwarzwaldkloster. Zwischen der Freiburger Bürgerschaft und den Freiburger Grafen bestand schon seit Jahrzehnten eine große Spannung, da sich die Bürger in ihren Rechten von der Herrschaft bedroht sahen. Der wirtschaftliche Aufstieg der Stadt, begründet durch den Silberbergbau, drängte immer mehr zu einer rechtlichen und politischen Unabhängigkeit. Schließ-

² Die Namen der Verstorbenen wurden jährlich gegenseitig zugeschickt, im Kapitel vorgelesen und in ein Missalbuch eingetragen; für die Toten fand dann ein Totenoffizium und am folgenden Tag eine heilige Messe statt.

lich kam es zum offenen Kampf, und die Bürger stürmten und zerstörten die Grafenburg auf dem Schloßberg, erlagen aber dann trotz auswärtiger Kriegshilfe dem Heer des Grafen Eginio und seiner Verbündeten. In diesen Kampf wurde auch St. Peter miteinbezogen, weil Eginio Kloostervogt war, und der Chronist meldet traurig, daß damals das Gotteshaus ausgeplündert und viel Wertvolles mitgenommen wurde. Im Jahre 1368 kaufte sich dann Freiburg um 15 000 Mark Silber von dem Grafen los und übergab sich freiwillig an das erzherzogliche Haus Österreich. Die Vogtei über das Kloster St. Peter behielten allerdings die Grafen auch fürderhin bei, und die Folge davon war, daß das Gotteshaus in das hader- und fehdenvolle Treiben der ständig unruhigen Herren mit hineingezogen wurde. Den Mönchen fiel es nicht immer leicht, ihren Besitz gegen fremde Eingriffe zu verteidigen, und es ist bezeichnend, daß sich Abt Johannes V. Tüffer gezwungen sah, sich an das Basler Konzil zu wenden, weil dem Kloster durch mehrere Adlige einige Güter weggenommen worden waren. Im Jahre 1435 bestätigten die Konzilsväter die Freiheiten, Rechte und Privilegien St. Peters und beauftragten den Abt, gegen die Übeltäter energisch vorzugehen, gegebenenfalls sie mit der Strafe der Exkommunikation zu belegen, falls sie nicht entsprechende Genugtuung leisteten. Die gleiche Kirchenversammlung (zu Basel) verlieh dem Abt und seinen Nachfolgern das Privileg der Pontifikalinsignien.

Im Jahre 1437 wurde das Kloster abermals durch ein Großfeuer schwer heimgesucht; dabei gingen auch die Originale der päpstlichen und der kaiserlichen Urkunden zugrunde. Der Wiederaufbau und die Vollendung der zerstörten Gebäude zogen sich viele Jahrzehnte hin, was nicht zuletzt auf die wirtschaftliche Lage zurückzuführen ist. Erst am 2. Oktober 1500 konnte die Konsekration der Kirche erfolgen. Bei den Bauarbeiten war man auch auf die Gebeine Herzog Bertolds III. gestoßen, die dann in einem Steinsarg im Kapitelsaal wieder beigesetzt wurden. Vor der Krypta wurde ein in Stein gehauenes Bild des Klostergründers, Bertolds II., angebracht. Abt Petrus III. (Gremelspach) erwarb in jenen Jahren in Freiburg ein kleines Haus und einen daran anstoßenden Garten, und spätere Nachfolger erweiterten dieses Besitztum, das dann Jahrhunderte hindurch als „Peterhof“ Eigentum und Absteigquartier des Klosters blieb. Auch die erste Kapelle auf dem Lindenberg wurde unter ihm erbaut. Als besonderes Verdienst dieses Prälaten darf vermerkt werden, daß er ein Verzeichnis der Stifter und Äbte und ein Nekrologium verfaßte, sowie ein Urbar (Liegenschaftsbuch) anfertigte und damit Urkunden schuf, die für die Kloster- und darüber hinaus für die badische Geschichte von großer Bedeutung sind.

Die Zeit der Bauernkriege verlief, gemessen an den Schicksalen anderer Klöster, für St. Peter noch glimpflich. Mit dem 1526 erfolgten Übergang der Kastvogtei von dem Markgrafen von Hachberg an das Haus Österreich endete ein jahrelanger Kleinkrieg; der Abt genoß fortan dieselben Rechte wie die übrigen breisgauischen Stände. Durch die Glaubensspaltung erwachsen dem Kloster vor allem in Württemberg und in der Schweiz mancherlei Besitzverluste, die aber durch glückliche Erwerbungen an anderen Orten zum Teil wieder ausgeglichen werden konnten. 1506 kam das Priorat von St. Ulrich, das fast dem Untergang geweiht war, an St. Peter und erlebte dadurch eine neue Blütezeit. Nicht unerwähnt soll auch eine freundschaftliche Tat des ehrwürdigen Zähringer Klosters bleiben: Als im Jahre 1561 der Freiburger Münsterurm durch Blitzschlag schwer beschädigt worden war,

spendete der Abt einen namhaften Betrag zur Wiederherstellung dieses herrlichen Baudenkmals. Überhaupt scheinen die finanziellen Verhältnisse damals recht gut gewesen zu sein, sonst hätte das Gotteshaus nicht dem Erzherzog Ferdinand, dem bekannten Gemahl Philippine Welsers, öfter größere Geldbeträge vorstrecken können. Dafür setzte sich dann der Habsburger für die endgültige Inkorporation der Propstei St. Ulrich ein, und der Abt von St. Peter führte fortan auch den Titel „Propst von St. Ulrich“.

Um die Verhältnisse mit den Klosterbauern, die durch die Bauernkriege mancherorts etwas in Unordnung geraten waren, zu klären, erließ Abt Johannes Joachim Mynsinger von Frundeck 1582 eine Polizeiordnung des Gotteshauses St. Peter auf dem Schwarzwald, die aber von den Untertanen nicht ohne weiteres angenommen wurde und wegen des Heuzehnten zu jahrelangen Prozessen führte. Auch eine neue „Waldordnung“ erwies sich als unbedingt notwendig, da seit geraumer Zeit dem Wald „allerlei thätliche eingrif, schmälierung, abbruch und Schaden zugefügt“ worden war. Auch hatten sich die Bauern eigenmächtig kleine Jagden zugelegt. Dies alles führte zu allerlei Rechtsstreitigkeiten, bei denen man sich auf beiden Seiten, wie meistens in solchen Fällen, auf sogenannte „alte Rechte“ berief. Auch mit dem Adel galt es da und dort einen Rechtsirrtum zu berichtigen. Auf der andern Seite ermöglichte eine straffere Finanzverwaltung die Ausführung verschiedener Bau- und Verschönerungspläne. So erhielt die Klosterkirche unter großem Kostenaufwand einen neuen Hochaltar; im Jahre 1591 wurde innerhalb des Klostergebietes eine neue Mühle erbaut, deren kunstreiche Bauart allgemeine Bewunderung gefunden haben soll. Zur gleichen Zeit wurde im Freiburger Klosterhof die Kreuzkapelle erstellt und das Anwesen durch Zukäufe vergrößert.

Bereits im 15., vor allem aber im 16. Jahrhundert hatten die Äbte von St. Peter mit systematischen Neubesiedlungen in bisher un bebauten Teilen des Klosterbezirks begonnen. Das Gotteshaus besaß unmittelbar den größeren Teil des Gebietes in den Hochwäldern, die von den sogenannten Allmenden verschieden waren. Der große Wald, der sich vom Kandel nach dem oberen Glottertal absenkt, das ganze Wildguttachtal mit seinen Bergen und breiten Höhenrücken, die sich von Ibental bis Waldau ausdehnen, über die der große Weg nach dem Thurner und weiter nach Urach führt, gehörten hierher. Wildguttach, Sägentobel, Glashütten und Hinterstraß wurden in dieser Zeit kolonisiert. Gewöhnlich wurden Holzknechten auf vier Jahre einzelne Lose zum Abholzen überwiesen. Das gefällte Holz konnten die Neusiedler dann zum Bergwerk nach Simonswald flößen; dadurch war die Abnahme des Holzes für sie gesichert. Dabei waren die Abgaben absichtlich niedrig bemessen. Die eigentliche Kolonisation erfolgte dann mit Simonswälder Bergleuten, die meistens aus den bayerischen und österreichischen Bergländern eingewandert waren. Wenn ein solches Gebiet „gesäubert, geräumt, ausgestockt, gereutet, zu Matten, Ackerfeld und Weiden gerichtet und gemacht“ war, wurde es Erb und Eigen, allerdings mit dem Vorbehalt, daß es ohne Wissen der Äbte weder versetzt, noch beschwert, verkauft, vertauscht oder sonstwie verändert werden konnte. Hierüber kam es bisweilen natürlich zu Mißverständnissen und Mißhelligkeiten.

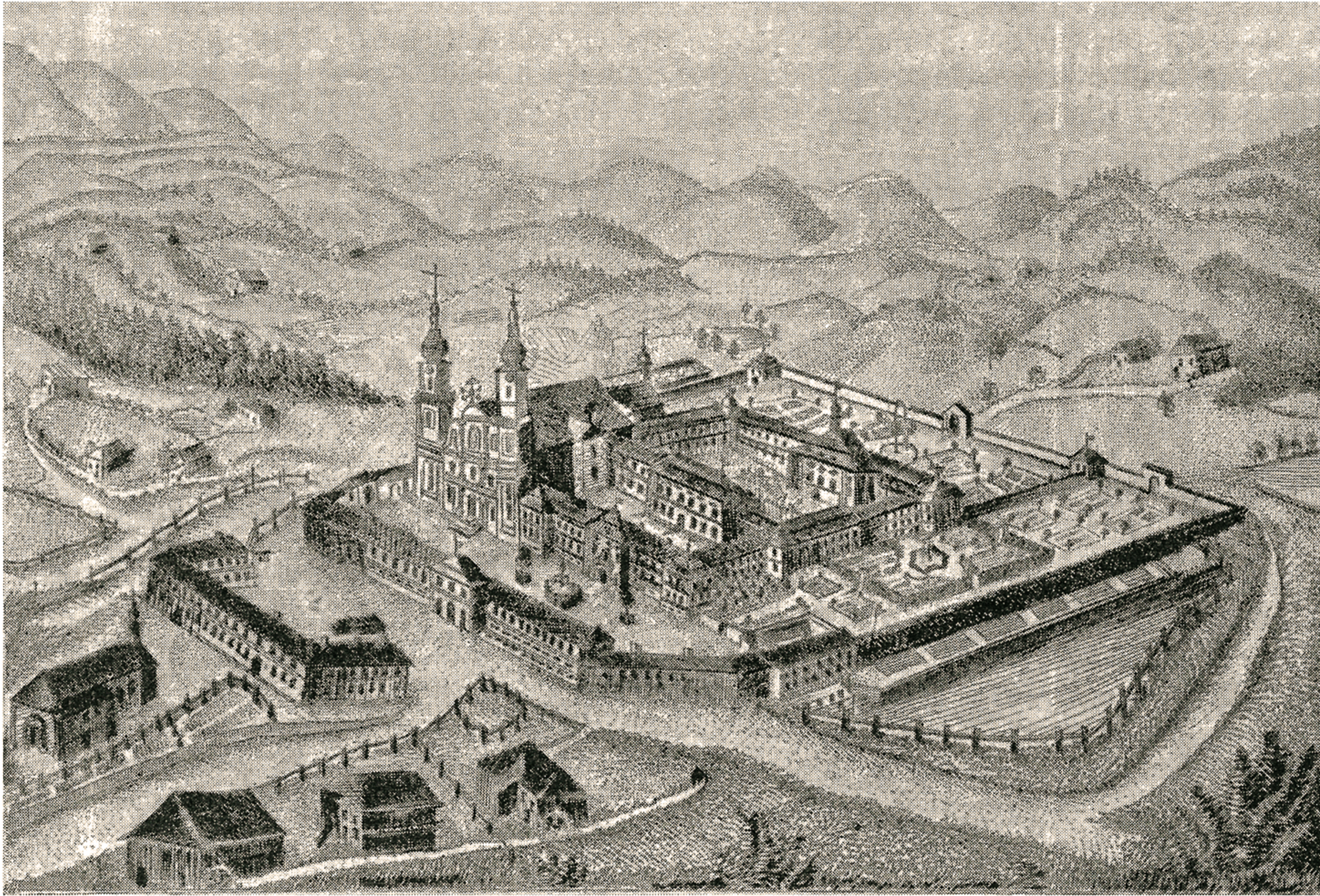
Aber auch an inneren Streitigkeiten fehlte es in den Jahren vor dem Dreißigjährigen Krieg nicht, weil — wie J. Mayer sagt³ — zum Teil die tüchtigen Klostervorsteher

sehr bald dem Kloster durch den Tod entrissen wurden, zum Teil einzelnen Äbten die zur Leitung des Klosters notwendigen Eigenschaften mangelten. Als dann die Kriegereignisse auch St. Peter in den leidvollen Kreis ihrer Geschehnisse miteinbezogen, werden manche Klosterinsassen gewünscht haben, daß sie die vorausgegangenen Jahre anders benutzt hätten.

Die ersten Jahre des Großen Krieges wirkten sich in unserer engeren Heimat verhältnismäßig wenig aus. So wurde noch im Jahre 1627 in St. Peter eine Erweiterung der Bibliothek vorgenommen. Als aber zu Anfang der dreißiger Jahre die Lage auch im Breisgau anfangs bedrohlich zu werden, ließ Abt Petrus IV. (Münzer) im Februar 1632 die wichtigsten Dokumente, Reliquien und andere Kostbarkeiten nach Einsiedeln (Schweiz) bringen. Mit dieser Vorsichtsmaßregel war es in der Tat nicht mehr zu früh. Noch im gleichen Jahr fiel der schwedische General Graf Horn in die Ortenau und in den Breisgau ein. Am 29. Dezember 1632 mußte sich Freiburg den Schweden ergeben, und die Klöster Adelhausen und St. Katharina gingen in Flammen auf. Natürlich beschränkte sich das militärische Geschehen nicht auf unsere Stadt allein; schwedische Truppen durchstreiften die nähere und weitere Umgebung und nahmen mit Gewalt, was ihnen nicht freiwillig gegeben wurde. Auch St. Peter, das Kloster und seine Bauern, wurden häufig in Mitleidenschaft gezogen. Ein Zeitgenosse, Thomas Mallinger, Kaplan beim Basler Domkapitel, das damals in Freiburg residierte, hat einen ebenso anschaulichen wie traurigen Bericht über diese Vorgänge hinterlassen. Die Häuser, Scheunen und Ställe im ganzen Peterischen Gebiet wurden von der Soldateska durchsucht, Speisen, Kleider und Hausrat mitgenommen, das Vieh wurde weggetrieben, der Abt und die Konventualen wurden vorübergehend gefangen gesetzt, Kirche und Kloster geplündert, und was nicht mitgeführt werden konnte, wurde kurzerhand zerschlagen. Dem Kapellchen auf dem Lindenberg erging es nicht besser. Die Landbevölkerung hatte keinerlei Mittel, um sich wirksam gegen diese Marodeure zur Wehr zu setzen. Am 21. Oktober 1633 mußten die Schweden Freiburg, das damals nur noch 500 Bürger zählte, vor den Kaiserlichen räumen. Wer aber gehofft hatte, daß jetzt bessere Zeiten kämen, sah sich bitter getäuscht. Die Freunde hausten nicht weniger schlimm als die Feinde, und mancherorts griff die geschundene und gequälte Bevölkerung zur Selbstjustiz und erschlug zum Beispiel beim vorderen Schönhof, in der Nähe St. Peters, neunzehn kaiserliche Soldaten, die sich durch größere Viehdiebstähle und andere schlimme Taten „berühmt“ gemacht hatten. Nach wechselndem Kriegsglück in den folgenden Jahren sollte 1644 für Freiburg endlich die Stunde der Befreiung schlagen: der bayrische General Mercy belagerte und eroberte die Stadt; am 3. und 5. August kam es am Lorettoberg zu einer entscheidenden Schlacht, in der die Angriffe der vereinigten französischen Armeen Turennes und Condées mit starken Verlusten zurückgeschlagen wurden. Condée versuchte dann, am 9. August mit einem Umgehungsmarsch durch das Glottertal nach St. Peter den Bayern in den Rücken zu kommen; doch Mercy hatte diese Absicht des Gegners rechtzeitig erkannt und war ihr ausgewichen. Bei dieser Gelegenheit hatten die Kaiserlichen auch das Kloster St. Peter besetzt und waren eben im Begriffe, es zu befestigen, als sie vom Feinde überrascht wurden. Im Verlauf der kurzen Kampfhandlung gingen Kirche und Abtei in Flammen auf. Da alle Mittel fehlten, blieb das Gotteshaus neun Jahre verödet.

Seine Wiederherstellung war nur durch die großzügige Unterstützung des Breisacher Pfarrektors Johann Georg

³ Julius Mayer, Geschichte der Benediktinerabtei St. Peter auf dem Schwarzwald, Freiburg i. Br. 1893.



Ansicht Stift St. Peter auf dem Schwarzwald

Hanselmann möglich, der fast sein ganzes Vermögen hierfür zur Verfügung stellte. Am Fest Maria Verkündigung (25. März) 1659 fand die feierliche Einweihung der neuen Klosterkirche statt. Aber die Friedensjahre währten nur kurze Zeit. Dann zog von neuem die Kriegsfurie durch die oberbadischen Lande. Von Breisach aus hatten die Franzosen (1676) das Propsteigebäude und viele andere Häuser zu Sölden verbrannt, weil die dortigen Bewohner, entsprechend einem Verbot der österreichischen Regierung, die Kontribution nicht bezahlt hatten. Das war gewissermaßen die Ouvertüre zu einem traurigen Konzert. Noch im gleichen Jahre erschienen im Breisgau und auf dem Schwarzwald die Kaiserlichen, angeblich um für ihre Pferde Futter zu holen; in Wirklichkeit aber plünderten sie das Klostergebiet drei Tage lang. Am 9. November 1677 belagerten dann die Franzosen unter Marschall Crequi Freiburg; die Kunde hiervon brachte der Abt, der eben in der Stadt weilte, nach St. Peter. Als dann die Stadt zehn Tage später kapitulieren mußte, erhielt der Peterhof eine Einquartierung von 100 Reitern und 110 Pferden. Im Kloster erkannte man die große, drohende Gefahr, und deshalb begab sich der Abt umgehend nach Villingen und von da nach Zurzach, während die Konventualen in den umliegenden Klöstern Schutz fanden. Nur der greise Prior, ein Pater und ein Laienbruder blieben zurück. Durch Kontributionen, Einquartierungen und Plündereien geschah bald darauf im Kloster so viel Übles, daß es, wie der Klosterchronist meint, „eher mit Tränen als mit Tinte geschrieben werden sollte“. Im folgenden Jahre 1678 erreichte das Unheil seinen Höhepunkt. Am 7. Juni besetzten die Franzosen die Abtei und befestigten einen Teil derselben, zogen sich aber am 25. Juni zurück und ließen nur eine kleine Besatzung in der klösterlichen Festung. Um diese zu vertreiben, zündeten die Kaiserlichen am 26. Juni einen nahen Stall an, und das rasch um sich greifende Feuer vernichtete in drei Tagen die Abtei, das Konventsgebäude und die erst vor wenigen Jahrzehnten fertiggestellte Kirche. Als sich der Abt nach seiner Rückkehr mit einer dringenden Bittschrift an den

Wiener Hof wandte, erhielt er von dort zwar die Versicherung, daß man gerne behilflich sein wollte, daß aber — die Mittel hierfür leider fehlten und das Kloster sich gedulden möge, bis wieder friedlichere Zeiten kämen. So sah sich der Prälat, nachdem durch den Frieden von Nymwegen wieder etwas ruhigere Zeiten eingetreten waren, genötigt, auf andere Weise sich zu helfen. Vom Großprior der Johanniter in Heitersheim erbat er sich den Hochaltar der Johanniterkirche zu Freiburg, die der Befestigung der Stadt zum Opfer gefallen war. Nach acht Jahren war die Kirche zu St. Peter aus ihren Ruinen neu erstanden. Doch der Friede war nicht von langer Dauer; am 15. Oktober 1690 überfielen französische Truppen abermals das Kloster und plünderten zwölf Tage hindurch dasselbe und die umliegenden Häuser. Die folgenden Jahre waren nicht weniger ruhelos. Von der Höhe der Kriegslasten kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man vom Chronisten erfährt, daß die verschiedenen Kontributionen die Summe von rund 100 000 Talern ausmachten. Nach dem Frieden von Ryswijk kam Freiburg wieder an Österreich, und Abt Paulus zelebrierte bei den Friedensfeierlichkeiten das Pontifikalamt im Münster. Mit einer schon fast sprichwörtlich gewordenen Aufbauwilligkeit ging man in St. Peter wieder an die Herstellung des Zerstörten, gleichzeitig wurde aber auch den schwer heimgesuchten Klosterbauern geholfen.

Das neue Jahrhundert fing wenig glückverheißend an. Im spanischen Erbfolgekrieg mußte das Klostergebiet wieder zahlreiche Plünderungen über sich ergehen lassen. Im Herbst 1713 brachen französische Marodeure in St. Peter ein und raubten, was nicht niet- und nagelfest war, das andere fiel einer sinnlosen Zerstörung zum Opfer. Selbst die Anwesenheit des Marschalls Villars konnte dieses Treiben nur auf kurze Zeit unterbrechen, und von den Wachsoldaten, die er stellen ließ, hieß es, daß sie bei ihrem Abmarsch „aus Schützen räuberische Wölfe“ geworden seien. Zu allem diesem Unglück gesellte sich noch ein neues: Seuchen und Krankheit, das sogenannte ungarische Fieber, das um so rascher um sich greifen konnte, als die

Menschen damals von Hunger, Kälte und Entbehrung ausgemergelt waren und keine Widerstandskräfte mehr hatten. Oft starben an einem Tage fünf bis zehn Menschen. Endlich ging auch dieser Krieg zu Ende, und die St.-Petriner konnten wieder einmal an den Aufbau denken.

Hatte die Zähringer Stiftung im 17. Jahrhundert durch die vielen Kriegsläufe immer von neuem stark gelitten, so war die letzte Periode größtenteils eine Zeit ruhiger Entwicklung, die allerdings durch die Säkularisation einen traurigen Abschluß finden sollte. In dem unermüdlichen Prälaten Ulrich Bürgi, der bezeichnenderweise als Wahlspruch die Worte gewählt hatte: „Domine, dilexi decorem domus tuae“ erstand dem Kloster ein Vorsteher, der planmäßig, zielbewußt und großzügig an den Wiederaufbau ging. Kurz entschlossen ließ er 1724 die alte Kirche, die in den letzten Kriegszeiten so schwer gelitten hatte, niederreißen. Am Dreifaltigkeitssonntag des gleichen Jahres wurde der Grundstein für das neue Gotteshaus gelegt. Unter dem bekannten Barockbaumeister Peter Thum erstand dann jener Bau, der im Äußeren, vom Westbau und den beiden Türmen abgesehen, sich schlicht und einfach präsentiert, aber in seinem Inneren das typische frühe Rokoko aufweist. Ursprünglich beschränkte sich der Farbschmuck auf die Deckengemälde mit Darstellungen aus dem Leben des hl. Petrus und teilweise Vergoldungen. Spätere „Verbesserungen“ wurden leider auch hier, wie so oft, zu „Verböserungen“. Trotzdem hat C. A. Meckel⁴ mit Recht gesagt: „Die Kirche macht den Eindruck festfreudiger Helligkeit, bei der die reiche Ausstattung vorzüglich zur Geltung kommt. Namentlich der Hochaltar mit seinen wohlabgewogenen Verhältnissen vereinigt sich zusammen mit dem vor den beiden östlichen Vierungspfeilern angebrachten Nebenaltären zu einem Dreiklang von hervorragendem Eindruck und fesselt den Blick gleich beim Eintritt in die Kirchenhalle“. Erwähnt sei auch der schöne Taufstein, der offenbar ein Werk des Freiburger Christian Wenzinger ist. Die Kirchenkonsekration wurde, nicht zuletzt aus Freude an dem gelungenen Werk, diesmal ganz besonders feierlich begangen; acht Tage währten die Festlichkeiten, die ihren Abschluß mit der Beisetzung der Klosterstifter in der neuen Zähringer Gruft fanden. Ein Jahr später (1728) wurde das prächtige Chorgitter, ein Meisterwerk der Schmiedekunst, aufgestellt, und einige Jahre darauf erklang in St. Peter eine neue, vielstimmige Orgel.

Über diesem Bau vergaß aber Abt Bürgi nicht die Sorgen und Nöte der Nachbarschaft; so war er besonders St. Märgen behilflich. Auch auf seinen Filialen und Propsteien spürte man seine lebhafteste Bautätigkeit. Als in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts wieder Kriegsgerüchte umgingen, ließ er zwar das wertvolle Kirchengut vorübergehend nach auswärts in Sicherheit bringen, trug sich aber, sobald sich die Befürchtungen als haltlos erwiesen, schon wieder mit neuen Plänen. Diesmal wandte er sein Hauptinteresse dem Bau eines großen Bibliotheksgebäudes zu, dessen Vollendung er allerdings nicht mehr erleben sollte. Neben seinen Bausorgen, die sicherlich manchmal nicht gering waren, hatte der Abt auch mancherlei Ärgerlichkeiten und Verdrießlichkeiten mit seinen Untertanen, weil diese teilweise die schuldigen Leistungen verweigerten. Ein langwieriger Rechtshandel war die Folge, der schließlich nur durch Zugeständnisse von beiden Seiten geschlichtet werden konnte. Ebenso mußte sich das Kloster entschließen, den Triberger Klosterleuten gegen-

über alte Ansprüche nach Zahlung einer entsprechenden Ablössungssumme aufzugeben.

Die friedlichen Klosteraufbauarbeiten fanden eine jähe Unterbrechung durch die unfriedlichen Zeitläufe, die in den vierziger Jahren auch den Breisgau wieder stark in Mitleidenschaft zogen. König Friedrich II. von Preußen hatte der Kaiserin Maria-Theresia den Krieg erklärt, und der König von Frankreich benützte als tertius gaudens diese Gelegenheit nur zu gern, um wieder einmal nach dem rechten Rheinufer hinüberzugreifen. Ende August 1744 überschritt eine französische Armee von 70 000 Mann den Rhein und einen Monat später war Freiburg vollständig eingeschlossen. Natürlich erhielt auch St. Peter sehr bald „Besuch“ von den feindlichen Truppen und konnte nur durch Zahlung hoher Lösegelder größeres Unheil abwenden. Selbst nach der Übergabe Freiburgs und während des 15tägigen Waffenstillstandes war in der Waldgegend niemand seines Lebens sicher.

Als am 9. Dezember 1749 der 35jährige Philipp Jakob Steyrer zum Abt gewählt wurde — fast 46 Jahre sollte er den Krummstab führen und damit die längste Abtszeit aufweisen —, konnte keiner ahnen, daß mit ihm der vorletzte Abt an die Spitze des Klosters trat. Steyrer war ein gebürtiger Freiburger. Sein Vater war Sekretär des Basler Domkapitels. Der junge Prälat faßte sofort den Entschluß, das gesamte Abteigebäude neu zu erstellen und machte, selbst ein Freund geschichtlicher Studien, mit der Vollendung des großen Bibliotheksraumes den Anfang. So entstand der reichgegliederte, durch zwei Stockwerke reichende Rokokoraum mit dem damals üblichen graziösen Galerieumgang. In den Zwischenräumen des Geländers standen ursprünglich zwölf Figuren, von denen heute leider nur noch sechs erhalten sind, nämlich die Symbole für Musik, Geschichte, Poesie, Medizin, Philosophie und Askese. Die Modelle hat unser Freiburger Künstler Christian Wenzinger geschaffen, die Ausführung der Skulpturen erfolgte durch den Bildhauer Matthias Faller (eine Arbeitsteilung, die im Barock nicht selten war). Die Decke der Bibliothek ist mit Gemälden J. B. Gambs geschmückt, die die göttliche Inspiration des Alten und Neuen Testaments zum Thema haben. — Kaum war der Bibliotheksraum beendet, ließ der Abt im Frühjahr 1752 mit Einwilligung des Kapitels den ganzen Teil des alten baufälligen Klosters gegen Süden niederreißen und dafür einen einfachen, aber zweckmäßigen Neubau aufführen. Im Herbst 1757 war der ganze Gebäudekomplex fertiggestellt, und über dem Portal gegen den Konventsgarten prangte mit berechtigtem Stolz das Wappen des Klosters und das des Abtes Philipp Jakob Steyrer, der nunmehr an die innere Ausstattung der Kirche und des Klosters ging. Der Hochaltar erhielt einen reichvergoldeten Tabernakel. Im Chor wurden prächtig geschnitzte Chorstühle angebracht, der Kapitelsaal und der große Gastsaal wurden mit Gemälden geschmückt, und um den kirchlichen Feiern den richtigen liturgischen Rahmen zu geben, wurden kostbare Paramente angeschafft. Die Ruhestätte der Klosterstifter erhielt Denkmäler aus Kunstmarmor. Der Peterhof in Freiburg wurde größtenteils neu erstellt, und auch in Sölden, St. Ulrich, Waldau und Eschbach war das Wirken dieses baufreudigen Prälaten zu spüren, der über allem nicht vergaß, neue Straßen anzulegen und alte zu verbessern. Auf den Frieden mit seinen Untertanen war er ebenso bedacht wie auf genaue Grenzregulierungen gegenüber anderen Territorien. Was seine Vorgänger geplant hatten, aber nicht durchführen konnten, gelang diesem umsichtigen und gewandten Abt: er brachte das Dorf Zähringen bei Freiburg durch Kauf an die

⁴ C. A. Meckel, Der Spätbarock in breisgauischen Stiften (in „Freiburg und der Breisgau“, Bad. Heimat 1929, S. 178 ff.).

Abtei St. Peter. Am 18. November 1755 wurde im Petershof der Vertrag abgeschlossen, durch den die bisherige Grundherrin, die Frau des in der Geschichte Freiburgs rühmlichst bekannten Dr. Meyer von Fahnenberg, das Dorf Zähringen mit allen Rechten um den Kaufpreis von 40 000 Gulden an die Abtei St. Peter abtrat. Ungefähr ein Jahr später hielt der Abt zum erstenmal in Zähringen einen Gerichtstag ab. Als Mitglied des vorderösterreichischen Prälatenstandes nahm er regen Anteil an dem kirchenpolitischen Leben des Breisgaus und weilte aus diesem Grunde mehrere Monate in Wien, ohne allerdings dort namhafte Erfolge zu erreichen. Auch mit dem badischen Markgrafen Karl Friedrich traf er öfter zusammen; als dieser 1773 mit seiner Familie das Kloster besuchte, meldete die Chronik, daß die hohen Gäste nicht nur mit der schuldigen Ehrbezeugung, sondern auch mit einer außerordentlichen Freude empfangen wurden, weil das markgräfliche Haus von den Herzögen von Zähringen abstamme und dadurch mit dem Stifter des Klosters zu Weilheim, Bertold I., verwandt sei.

Die Erinnerung an die Gründung dieses Stammklosters wurde im Oktober 1773 in St. Peter feierlich begangen; aber für den aufmerksamen Beobachter des Zeitgeschehens mag doch ein Schatten über diesen Festtagen gelegen haben, denn die ersten Anzeichen einer Neuorientierung machten sich bereits bemerkbar. So war zum Beispiel die freie Abtswahl bereits vielfach beschränkt worden. Im Jahre 1782 erfolgte auf Befehl Kaiser Josephs II. die Aufhebung der Kartäuser-, Karmeliter- und Franziskanerklöster. 1787 mußte die Wallfahrtskapelle auf dem Lindenberg abgerissen werden, um mit diesem Steinmaterial in Eschbach eine neue Pfarrkirche zu erstellen. Angebote, diesen Neubau auf eine andere Weise durchzuführen, wurden von der Regierung abgelehnt, weil in den Augen der Aufklärer „Wallfahrten“ nichts anderes waren als „Aberglaube“. Daß zwischendurch sowohl von Joseph II. wie auch von Leopold II. dem Kloster seine Freiheiten und Privilegien „feierlich“ bestätigt wurden, hatte praktisch nicht viel zu bedeuten. Absprachen „auf ewige Zeiten“ haben sich von jeher als besonders kurzlebig erwiesen, wer auch immer die Kontrahenten waren.

Die kriegerischen Ereignisse am Oberrhein in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts gingen natürlich auch an dem Schwarzwaldkloster trotz seiner abgeschiedenen Lage nicht spurlos vorüber. Wiederholt erhielt St. Peter französische Einquartierungen, und als die dem Breisgau auferlegte Kriegskontribution von 600 000 Livres nicht sofort aufgebracht werden konnte, mußten Geiseln aus dem Ritter- und Prälatenstande gestellt werden; unter ihnen befand sich auch Abt Ignatius Speckle, der vom 4. November bis 23. Dezember 1800 in Straßburg interniert war. Viel Freude wartete seiner nicht bei seiner Heimkehr, denn Fürstabt Mauritius von St. Blasien, der einige Zeit in Wien geweilt, wußte ihm nicht gerade Erfreuliches von dort zu berichten. Die große Landkartenkorrektur nahm ihren Anfang, die weltlichen Fürsten sollten für den Verlust ihrer linksrheinischen Besitzungen rechtsrheinisch auf Kosten der Klöster und Stifte entschädigt werden. Zunächst war daran gedacht, St. Peter dem Johanniterorden zu überlassen; doch dieser Plan kam nicht zur Ausführung. Dann gingen die Besitzungen, die St. Peter in Württemberg hatte, verloren. Die endgültige Entscheidung aber brachte der Preßburger Friede, gemäß dem der Breisgau und die Ortenau an den Kurfürsten Karl Friedrich von Baden fielen. Über den Weiterbestand der Stifte und Klöster herrschte zunächst Ungewißheit. Es gingen die verschiedensten Gerüchte um, einmal hieß es zum Beispiel, St. Peter

sollte in ein Priorat von St. Blasien umgewandelt werden, das andere Mal sprach man von einer endgültigen Sequestrierung. Natürlich blieb der Abt nicht tatenlos, und eine Unterredung mit dem Kurfürsten in Karlsruhe weckte bei den Mönchen vorübergehend neue Hoffnungen. Der Prälat hatte nämlich in geschickter Weise bei dieser Gelegenheit den Monarchen daran erinnert, daß St. Peter eine Zähringer Stiftung sei, und Karl Friedrich hatte seiner Freude darüber Ausdruck gegeben, das Land seiner ersten Stammherren wieder erhalten zu haben. Aber alles das waren nur Zwischenspiele, die das traurige Finale nicht aufhalten konnten.

Am 28. Oktober 1806 wurde dem Abt Ignatius in Freiburg eröffnet, daß nunmehr die endgültige Entscheidung gefallen sei: nämlich die Aufhebung beider Klöster St. Peter und St. Blasien. Man kann es verstehen, wenn der Abt in seinem Tagebuch voll Bitterkeit vermerkt: „So ward also bei der Wiederherstellung des Namens der Herzöge von Zähringen (diesen Titel führte unter anderem der neue Großherzog von Baden, Karl Friedrich) das älteste Denkmal derselben im Breisgau vernichtet“. Am 21. November 1806 wurde dem versammelten Kapitel die gänzliche Auflösung der Abtei eröffnet und schon am folgenden Tage mit der Inventarisierung und der Schätzung der Einkünfte und des Vermögens begonnen. Das Grundvermögen betrug (ohne Zähringen, St. Ulrich und Sölden) 1 232 474 Gulden; die Fahrnisse (ohne Kirchengüter, Bibliothek, Naturalienkabinett und Gemälde) wurden mit 16 598, die jährlichen Einkünfte mit 38 749 Gulden veranschlagt. — Allmählich löste sich der ganze Konvent auf, einige der Patres gingen auf Pfarreien, einige als Professoren nach Freiburg, andere zogen sich ins Privatleben zurück. „Mit jedem Tag fängt es an, trauriger zu werden“, klagt der Abt am 7. Dezember; und als die im Kloster noch anwesenden Geistlichen an Weihnachten keine gemeinsame Christmette in der Kirche mehr wünschten, war ihm „dieser neue traurige Schritt zur Auflösung um so empfindlicher, als es doch Mangel am Wollen war“. Die Liquidierung des Klostersgutes nahm nun ihren Lauf; ein Drittel der ganzen Bibliothek wanderte nach Karlsruhe, den gleichen Weg nahmen die Archivalien und viele Kirchenpretiosen; die kostbaren Pontifikalgewänder mußten „zur höchsten Disposition“ ebenfalls an die Residenzstadt eingeschickt werden. Der größte Teil des Restes der Bücher wurde der Universitätsbibliothek Freiburg übereignet. Am 5. Januar 1807 wurde bekannt gegeben, daß an der Klosterpforte fortan kein Almosen mehr gereicht werden dürfe.

Hier sei noch kurz auf das wissenschaftliche Leben in St. Peter eingegangen. Gewiß hatte es nicht die Bedeutung wie das im benachbarten St. Blasien. Aber in den ruhigen Zeiten wurden auch hier die Studien eifrig gepflegt. Verschiedenen Patres wurde die Möglichkeit gegeben, an auswärtigen Universitäten, vor allem natürlich in Freiburg i. Br., zu studieren, andere wiederum waren als Lehrer in befreundeten Klöstern tätig. Daß der berühmte Historiker Mabillon auf seiner Reise durch Deutschland im September 1683 auch diesem Schwarzwaldkloster einen Besuch abstattete, spricht dafür, daß St. Peters Wissenschaftspflege über die Grenzen der engeren Heimat hinaus bekannt war. Abt Bürgi, der mit dem Bau des großen Bibliotheksgebäudes begann (s. o.), veranlaßte den Ankauf wertvoller Manuskripte und Bücher, darunter den der Bibliothek des Freiburger Rechtsgelehrten Weigelsperg und des Präsenzherrn am Freiburger Münster, Franz Xaver Hauser. Abt Benedikt II. Wülberg (1739—1749) galt als ein gelehrter Theologe

scotistischer Richtung, und sein Nachfolger Abt Philipp Jakob Steyrer (1749—1795) war trotz seiner vielseitigen Regierungsgeschäfte eifrig um die Vermehrung der Handschriften und Bücher bemüht. Die Klosterbibliothek erhielt damals u. a. eine größere Anzahl von Inkunabeln (Drucke vor 1500), besonders lateinische und deutsche Bibelausgaben, darunter auch solche aus dem Kloster Günterstal. Eine Notiz im Tagebuch dieses Abtes und Bücherfreundes ist bezeichnend; am 10. Dezember 1753 schrieb er: „Welche Freude erfüllt mich, daß ich ganz unerwartet einen kostbaren Schatz von Büchern um so billigen Preis erworben habe! Und je weniger ich hieran auch nur gedacht, um so angenehmer war es mir. Die Nacht schien mir zu lange, so sehr brannte ich vor Begierde, die Bücher mit mir zu nehmen und näher durchzusehen. Wie im Triumphe kehrte ich heute mit den gestern von mir gekauften Büchern hierher zurück“. Der gleiche Prälat erwarb ferner (abermals preiswert!) die Bibliothek des Hofrates von Borie in Freiburg. Philipp Jakob war auch selbst schriftstellerisch tätig. P. Gregor Baumeister verdanken wir u. a. die wichtigen Kloster-Annalen von St. Peter; P. Anselm Dörflinger genoß seine mathematische Ausbildung auf der Universität Salzburg zugleich mit seinem Mitbruder Thaddäus Rinderle (der später der Sanktpetriner Mathematiker wurde). Rinderle, geboren am 3. Februar 1748 zu Staufen, war Theoretiker und Praktiker zugleich; er erfand verschiedene optische und mechanische Instrumente, mehrere Rechnungs- und Nivellierungsmaschinen. Mit P. Landolin verfertigte er zwei große Globen, die sich heute in der Freiburger Universitätsbibliothek befinden, und eine astronomisch-geographische Uhr. Er war ein großer Förderer der Schwarzwälder Uhrenindustrie. E. Gothein sagt von ihm (Die Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds, I, 840): „An den verschiedensten Punkten sehen wir ihn eingreifen; er berechnete die feineren Uhrwerke, er förderte die Technik des Uhrenglockengusses und suchte die Metallgießer noch auf weiteren Instrumentenbau zu lenken“. Im Jahre 1788 ernannte ihn die Freiburger Alma mater zum Professor der angewandten Mathematik, und als solcher wirkte er bis 1820. 76 Jahre alt starb dieser Gelehrte am 7. Oktober 1824 zu Freiburg i. Br. und fand auf dem Alten Friedhof (an der Karlstraße) seine letzte Ruhestätte.

Der Sockel trägt die bedeutsame Inschrift:

„Vieles hat er bestimmt mathematisch mit Ziffer und Buchstab,

aber die Stunde des Todes bleibt unbekannter als x.“

Noch ein anderer Sanktpetriner hat sich mit der Schwarzwälder Uhrenindustrie eingehend beschäftigt: P. Franz Steyrer aus Graz. Er studierte zuerst bei den Jesuiten, trat dann in St. Peter ein und war dreizehn Jahre lang Unterbibliothekar in diesem Kloster. 1790 wurde er Pfarrer in Eschbach, zehn Jahre später Pfarrer zu Neukirch, das er 1809 mit dem klimatisch milderen Pfaffenweiler vertauschte, wo er 1831 im hohen Alter von 82 Jahren starb. P. Steyrer schrieb eine sehr interessante „Geschichte der Schwarzwälder Uhrmacherkunst nebst einem Anhang vom Uhrenhandel“ (Freiburg, 1796), die Aufschluß gibt über die Entwicklung der frühesten heimischen Uhrmacherei, vor allem über die verschiedenen Gattungen der hierzulande gefertigten Uhren und der dabei am meisten gebrauchten Instrumente, eine Fundgrube für jeden, der sich mit diesem Industriezweig historisch beschäftigen will.

Doch zurück zu dem Jahre 1807. Der Konvent löste sich langsam auf. Das Band, das die Konventualen ursprünglich zusammenhielt, war zerrissen, und eine gewisse Ab-

sonderung und Entfremdung machte sich bemerkbar. Der Abt selbst blieb zwar noch einige Jahre im Kloster wohnen, zog dann aber, als dieses 1813 als Militärhospital eingerichtet wurde, nach Freiburg, wo er bis zu seinem Tode blieb. Er mußte hier ein Privatquartier beziehen, da der Peterhof in unserer Stadt bereits 1807 ohne Wissen des Abtes an verschiedene Personen vergeben worden war. Alle Pläne, die auf eine Wiederherstellung des Klosters gerichtet waren, scheiterten. Eine Übersiedlung nach Österreich, wie dies die St. Blasianer taten, kam nicht zustande. Als sich Abt Speckle im Jahre 1818 an den Großherzog Ludwig um die Erneuerung des Zähringischen Hausklosters wandte, wurde seine Bitte aus finanziellen Gründen abgelehnt. Seine letzten Jahre widmete der Abt der Auseinandersetzung mit dem Wessenbergianismus und veröffentlichte in dieser Angelegenheit auch verschiedene Schriften. In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts setzten dann die Verhandlungen zwischen Karlsruhe und Rom zwecks Errichtung einer oberrheinischen Kirchenprovinz ein, und unter den Geistlichen, die für den künftigen Erzbischof von Freiburg in Aussicht genommen wurden, befand sich auch P. Ignatius Speckle. Aber noch bevor in dieser Frage eine Entscheidung gefallen war, schloß der letzte (56.) Abt von St. Peter, am 15. April 1824, seine Augen für immer und wurde seinem Wunsche gemäß in der Gruft der Klosterkirche beigesetzt. Schon vor Jahren hatte er den in St. Ulrich verstorbenen Confratres einen Grabstein errichten lassen, und in der Vorhalle der Kapelle auf dem Alten Freiburger Friedhof befinden sich zwei kleine Grabmäler, von denen das eine das Relief der Klosterkirche von St. Peter zeigt und darunter einige Namen verstorbener Patres mit der Inschrift:

Der Brüder Namen hier im Steine,
Der Geist bei Gott, im Grabe die Gebeine.

Und eine zweite Inschrift besagt:

Sie ruhen hier, fern von der Väter Gruft,
Durch Zeitgewalt zerstreute Brüder;
Doch, der vom Tod zum Leben ruft,
Vereinigt sie im Vaterhause wieder.

Der letzte Exkonventuale, Johann Wilhelm Knaus, starb, 91 Jahre alt, am 9. April 1876 zu Freiburg im Breisgau.

Als im November 1806 das gemeinsame Chorgebet verstummte, bemerkte Abt Ignatius in seinem Tagebuch: „Wer kann wissen, ob's nicht einst wieder in vollen Chören ertönt!“ Teilweise ging dieser Wunsch in Erfüllung, als am 16. November 1842 in den Räumen der ehemaligen Abtei das Priesterseminar der Erzdiözese Freiburg eröffnet wurde.

St. Märgen

So nahe die beiden Klöster St. Peter und St. Märgen beisammenliegen, so verschieden sind ihre Schicksale im Laufe der Jahrhunderte. J. Bader⁵ sagt nicht mit Unrecht: Wie oft einzelne Menschen, schon in der Wiege vom Unglück heimgesucht, zeitlebens unablässig verfolgt und nach jeder Aufraffung wieder niedergedrückt werden, während anderen ein beinahe ungetrübtes Dasein gegönnt ist, so erscheint auch bei ganzen Geschlechtern und Körperschaften dieses ungleiche Geschick; namentlich zeigt sich dasselbe in der Geschichte unserer ehemaligen Klöster. Es gab darunter solche, deren mehrhundertjähriges Leben einem in geordnetem Bette ruhig anwachsenden und da-

⁵ J. Bader, Die Schicksale der ehemaligen Abtei St. Märgen im breisgauischen Schwarzwald (FDA 2, 1866, S. 210 ff.).

hinziehenden Flusse gleicht. Ein derartiges Bild bietet uns die Abtei St. Peter, während das Nachbarstift St. Märgen in seinen Geschicken einem Bergbach zu vergleichen ist, der in unregelmäßigem Laufe trübe Wellen wirft, bald reißend dahinstürzt, bald, gewaltsam gehemmt, stillsteht und bis zum Vertrocknen abnimmt. Kaum ein Gotteshaus erfreute sich einer so ruhigen und geregelten Entwicklung wie St. Peter, und kaum ein anderes hatte solche Gefahren, Leiden, Unfälle und Verluste zu erdulden wie St. Märgen, von seiner Gründung bis zu seiner Aufhebung, durch einen Zeitraum von beinahe sieben Jahrhunderten. Der gleiche Autor sucht die Gründe hierfür darin, daß in St. Peter immer eine strenge Regelzucht und eine entschiedene Anhänglichkeit an den heimatlichen Geist herrschte, während St. Märgen einer freieren Lebensweise und Weltanschauung huldigte, eine laxere Ordensregel und eine losere Einrichtung hatte.

St. Märgens Gründung, die zwischen den Jahren 1108 und 1120 erfolgte, geht auf den Straßburger Dompropst und späteren Bischof Bruno aus dem mächtigen Geschlecht der Hohenberg zurück, der ein Anhänger Kaiser Heinrichs V. und als solcher ein politischer Gegner der Zähringer war, die einige Jahre vorher (1093) St. Peter gestiftet haben. Der Gedanke, in St. Märgen gewissermaßen eine „Konkurrenzgründung“ zu sehen, liegt deshalb nahe. Das neue Stift hieß ursprünglich „Marienzelle“; abgewandelt in „St. Meryenzelle“, entstand hieraus allmählich „St. Märgen“. Bezeichnenderweise wurde es auch nicht von Benediktinern besiedelt, sondern von lothringischen Augustinerchorherren aus der Gegend von Toul. Das war schon keine ganz glückliche Wahl. Die Lothringer vertrugen nämlich das Schwarzwaldklima in zweifacher Hinsicht nicht; einmal war ihnen die Luft zu rau, so daß einige bald starben, dann aber gerieten verschiedene Klosterherren mit der Bevölkerung wegen der Verschiedenheit der Sprache und der Sitte in Mißverständnis; es fehlte eben auch das richtige geistige Klima! Einige Mönche flohen deshalb aus dem Kloster, was ebenfalls nicht zur Hebung des Ansehens der Niederlassung beitrug. Der Gottesdienst konnte bald nicht mehr regelmäßig abgehalten werden; dazu kamen gegenseitiges Mißtrauen intra muros, Grenz- und Zehntstreite mit St. Peter und der sanktgallischen Kirche in Zarten. All das führte schließlich zu Bestrebungen, St. Märgen mit St. Peter zu vereinigen (was St. Peter sicherlich nicht unangenehm gewesen wäre!). Aber der Konstanzer Bischof Ulrich, selbst ein Augustinerchorherr, an den man sich gewandt hatte, lehnte eine solche Vereinigung ab, nahm sich dafür der jungen Stiftung tatkräftig an und erwirkte auch einen Schutzbrief des Papstes Honorius II. (1125). Trotz dieser Unterstützung und auch der Beilegung der Zwistigkeiten mit St. Peter, für die eigens ein Kardinal-Legat bemüht werden mußte, kam es zu keiner echten und dauerhaften Blüte für St. Märgen, das in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts über einen ansehnlichen Besitz verfügte. In den Hohenbergern hatte das Stift gute Vögte und Sachwalter; anders wurde es unter deren Nachfolgern; durch Kauf, der übrigens mit Einwilligung des Klosters erfolgte, ging die Schirmherrschaft zunächst an die Patrizierfamilie der Turner über, von diesen kam sie an die Schnewlin, 1372 an die Herren von Blumeneck, und um die Mitte des 15. Jahrhunderts abermals an die Schnewlin. Diese Schirmvögte haben den Konventualen das Leben sauer gemacht; besonders die Schnewlins scheinen es schlimm getrieben zu haben. Bader behauptet, daß von keinem Geschlecht des adelreichen Breisgaves so anhaltend Gewaltstreiche verübt wurden, wie von diesen, Johann Schnewlin-Gresser könne statt des

Klosters defensor mit Recht sein offensior genannt werden. Deshalb sahen sich Abt und Mönche veranlaßt, nachdem sie Kirchenschmuck und Bücher in benachbarten Kirchen untergebracht hatten, ihr klösterliches Heim zu verlassen. Sie zogen „ins Elend“ und mußten häufig durch Bettel ihr Leben fristen. Wohl schien sich die Lage etwas zu bessern, als Papst Johann XXII. den Schnewlin mit dem Kirchenbann belegte, aber sein Sohn und Nachfolger wandelte auf den Bahnen seines Vaters. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden, es möge zur Beleuchtung der damaligen Zustände nur auf die Tatsache hingewiesen werden, daß zwei Äbte von den Mannen der Schnewlin bzw. der Blumeneck erschlagen wurden (Abt Konrad 1355 und Abt Johannes 1401). Aber St. Märgen litt — das muß ebenfalls gesagt werden — nicht nur unter Feinden von außen, sondern auch unter starken Zwistigkeiten innerhalb des Konvents, die bisweilen Formen angenommen zu haben scheinen, die denen der Klostervögte in nichts nachstanden; auch dafür nur ein Beispiel: im Jahre 1385 wurde Abt Berchtold von den Chorherren im Konvent ermordet.

Durch die von Bischof Heinrich von Konstanz vorgenommene Vereinigung der Marienzelle auf dem Schwarzwald mit dem Allerheiligenkloster des gleichen Ordens zu Freiburg i. Br. erhielten die St.-Märgener gewissermaßen ein Ausweichkloster, das ihnen — noch konnten sie es im Jahre 1370 nicht ahnen — für eine sehr lange Zeit zur zweiten Heimat werden sollte. Da nämlich die Verhältnisse auf dem Schwarzwald für sie im 15. Jahrhundert eher schlimmer als besser wurden, entschlossen sich Abt und Konvent im Jahre 1462, ihr ganzes Besitztum mit Ausnahme der Kirche und des Zehnten an die Stadt Freiburg i. Br. zu verkaufen und bis auf weiteres in das Allerheiligenkloster überzusiedeln; nur wenige Patres blieben als Seelsorger in der Marienzelle zurück bzw. wurden jeweils hierher versetzt. Aus diesem Verkauf erwachsen jahrhundertlang Unstimmigkeiten zwischen dem Konvent und der Stadt, weil sich die Klosterherren übervorteilt glaubten, und es wurden sehr temperamentvolle Schriftstücke gewechselt bzw. mündliche Verhandlungen geführt. Das einsame, fast unbewohnte St. Märgen wurde — ähnlich wie St. Peter und St. Blasien — verschiedentlich von schweren Feuerschäden heimgesucht, so im Jahre 1430, 1560 und 1704. Das Freiburger Augustinerkloster hinwiederum teilte die schweren Schicksalsschläge, die unsere Stadt gerade im 17. Jahrhundert trafen. Gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges war das Freiburger Haus so verarmt, daß die Religiösen genötigt waren, dasselbe zu verlassen; dies veranlaßte den Schwedenoberst Kanofsky, es an vier Stellen zu unterminieren und zu sprengen. Wieder aufgebaut, fiel es zwei Jahrzehnte später, gleich anderen Klöstern und vielen Bürgerhäusern, dem Freiburger Festungsbau zum Opfer.

Das 18. Jahrhundert brachte endlich auch für die St.-Märgener Chorherren eine Erleichterung, besonders nachdem in dem Allerheiligenpropst Andreas Dilger ein energischer und umsichtiger Abt an die Spitze der Kommunität getreten war (1713). Zunächst stellte er das Freiburger Gotteshaus wieder her, dann aber setzte er seine ganze Kraft ein für die Zurückgewinnung der früheren Klostergüter und den Neubau der alten Marienzelle im Schwarzwald, was allerdings mit sehr viel Arbeit und Verdruß verbunden war.

Es ist erstaunlich, was dieser Prälat in knapp einem Vierteljahrhundert geschaffen hat. Mit dem Neubau der St.-Märgener Kirche wurde im Jahre 1716 begonnen, neun Jahre später wurde sie eingeweiht; nach weiteren vier



Ansicht des damaligen Regulierten Chorherren-Stiftes St. Märgen auf dem Schwarzwald

Jahren war auch das Kollegiatsgebäude fertiggestellt, und am Fest Mariä Geburt (8. September) 1729 fand nach vielhundertjähriger Unterbrechung endlich wieder der erste Konventsgottesdienst statt. Die geplante Gesamtanlage konnte jedoch, ähnlich wie später in St. Blasien, wegen der unruhigen Zeiten nicht vollständig durchgeführt werden; was hier geschah, war dennoch sehr beachtlich, hat aber innerhalb und außerhalb des Konvents nicht selten scharfe Kritik gefunden, denn vielen schien der Bau zu aufwendig. Wahrscheinlich hat Abt Andreas Vorarlberger Künstler beschäftigt. Die zwei Türme am Neubau flankierten nicht den Westbau, sondern den Chor (sie existieren heute nicht mehr in der alten Form!). Das Langhausinnere trug eine flache Decke, während der Chor ein gotisches Gewölbe aufwies. Ganz im Geschmack jener Zeit zierte reicher Rokokoschmuck Wände und Decken. Die Kirche besaß fünf Barock-Altäre, von denen der Hochaltar besonders reich ausgestattet war. Die Skulpturen waren Werke des bereits bei St. Peter erwähnten Klosterbildhauers Matthias Fallers, der u. a. auch für St. Ulrich, Sölden, Breitnau, Eschbach, Zarten, Gütenbach, Neukirch, Buchenbach, Wasenweiler, Freiburg i. Br. gearbeitet hat.

Was Abt Andreas, der mit Recht als der zweite Gründer St. Märgens angesprochen wird, nicht zu Ende führen konnte (er starb 1736), das suchte sein Nachfolger, Petrus Glunck, zu verwirklichen. Unter ihm erstand in den Jahren 1760 und 1761 der Prälatenbau, und gerade deshalb hatte auch er, wie sein Vorgänger, mancherlei Vorwürfe erfahren. Ebensowenig blieben ihm interne Schwierigkeiten erspart, wenngleich die Mißhelligkeiten jetzt nicht mehr so häufig waren, wie unter Abt Andreas (der übrigens daran keine Schuld hatte, denn er tat schließlich nur seine Pflicht, wenn er auf die Einhaltung der Ordensregel bedacht war). Auch Wissenschaft und Kunst fanden in St. Märgen wieder eine bescheidene Heimstätte.

So schienen endlich für das Chorherrenstift ruhigere Tage zu kommen, aber sie waren bereits gezählt, die Säkularisation bereitete auch diesem Kloster ein jähes Ende. Wenn schon so bedeutende Nachbarstifte wie St. Peter und St. Blasien diesem harten Schicksal nicht entgingen, um wieviel weniger St. Märgen, das nicht auf eine so reiche Tradition wie jene zurückblicken konnte. Es ist nicht bekannt, ob der letzte Abt, Josef Kurz, „ein rechtschaffener, durch Frömmigkeit und Sanftmut ausgezeichnete Mann“, ähnlich wie die Äbte von St. Peter und St. Blasien, ernsthafte Schritte zur Vermeidung dieses

Unheils unternommen hat. Vielleicht sah er auch von vornherein die Aussichtslosigkeit eines solchen Tuns ein. Das gesamte Klostervermögen St. Märgens betrug damals 362,584 Gulden bei einem Schuldenstand von 58,755 Gulden. Also auch hier ein ganz gutes Geschäft für den „Erben“. Einige der Gebäude wurden verkauft, das sog. Prälatenhaus wurde Pfarrhaus und Gemeindehaus zugleich.

Das war im Jahre 1807. Genau hundert Jahre später, am 12. September 1907, entstand durch Blitzschlag ein großes Schadenfeuer, das fast alles zerstörte, darunter auch den Rest der wertvollen Bibliothek, die nicht gerade sehr glücklich aufbewahrt war⁶. Verschiedene andere Pretiosen, so u. a. die schönen Plastiken Fallers und das Gemälde eines Seitenaltars, konnten im letzten Augenblick gerettet werden. Noch im gleichen Jahr wurde mit dem Wiederaufbau begonnen. Das Ziel war, wie Ginter⁷ sagt, ein weiter und festlich ausgestatteter Barockbau. Er ist erreicht worden. Fünf neue barocke Altäre und eine Kanzel gleichen Stils schmücken heute die einräumige, weite Halle, die von einer Flachdecke überzogen ist. Wände und Decken sind mit neubarockem Stuck und barockisierenden Malereien bedeckt. Den Hochaltar flankieren (wieder) die lebensgroßen Fallerschen Plastiken des hl. Augustinus, Johannes des Täufers, Johannes Ev. und des sel. P. Foderius, eines bekannten Augustinerchorherrn auf dem Konzil von Trient. Das Altarblatt ist allerdings neu, es stammt von Martin Feuerstein, während die Deckengemälde der Münchener Kunstmaler Kolmsperger geschaffen hat. Auch die Seitenaltäre weisen noch Werke Fallers und damit vorzügliche Leistungen oberrheinischer Barockkunst auf. Dadurch strahlt auch der neue Kirchenraum noch immer etwas von dem Geist jenes St. Märgens des 18. Jahrhunderts aus. - Nicht unerwähnt bleiben soll die Gnadenkapelle mit einem sehr alten Marienbild, einer romanischen Sitzmadonna mit dem Jesuskind, dem sie einen Apfel reicht. - Wenn auch die Überlieferung, nach der die ersten Mönche das Bild aus ihrer Heimat (Toul) mitgebracht haben sollen, urkundlich nicht belegt werden kann, so handelt es sich doch um ein Werk, das — nach Hermann Ginter — um die Wende des 11. und 12. Jahrhunderts entstanden

⁶ Dr. Engelhart Krebs, St. Märgen und seine Bibliothek (FDA. 36, 1908, S. 316 ff.) hat darauf hingewiesen, daß die Bibliothek auch nach der Säkularisation noch manche bibliophile Schätze enthielt, die in einem Nebenraum der Sakristei untergebracht waren. Der Hauptwert der Sammlung bestand in alten Drucken. Krebs hatte kurz vor dem Brand die Bibliothek St. Märgens inventarisiert.

⁷ H. Ginter, St. Märgen, München 1954.

sein dürfte. Es stellt ein überaus seltenes und kostbares Zeugnis damaligen Kunstschaffens dar und ist zugleich eines der ältesten und interessantesten Marienbilder Badens. Auch für diese Kapelle hat Professor Kolmsperger, München, mit großem Können und tiefem Einfühlungsvermögen die Deckenmalerei durchgeführt. Dieses St.-Märgener Madonnenbild hat insofern zu unserer Stadt noch eine besondere Beziehung, als es sich lange Zeit im hiesigen Allerheiligenkloster befand. Bei ihrer Übersiedlung hatten es seinerzeit die St.-Märgener Chorherren nach hier mitgenommen und es dann am 10. Oktober 1723 wieder in das Schwarzwaldkloster zurückgebracht. Im Anschluß daran entwickelte sich ein eigenes Fest „Mariä Einzug“, das heute noch alljährlich am zweiten Oktober-sonntag unter starker Beteiligung der Bevölkerung gefeiert wird.

St. Blasien

Die Anfänge dieses einst reichsten und mächtigsten unserer benachbarten Klöster verlieren sich im Legendären. Seine Entstehung wird meist auf Ansiedlungen frommer Männer zurückgeführt, die sich seit dem 7. Jahrhundert in den Einöden am Südostabhang des Feldbergs niedergelassen, in einzelnen Hütten gelebt und sich schließlich einem von ihnen, den sie „Vater“ nannten, unterstellt haben sollen. Diese Niederlassung habe den Namen „Cella ad Albam“ geführt, und zwar nach den an dem Zusammenfluß von Alb und Steinach gebauten Zellen und einer dort errichteten Kapelle. Möglich, daß diese Siedlungen in noch frühere Zeiten zurückreichen. Martin Gerbert meint in seiner „Historia Nigrae Silvae“ (1783-1788) unter anderem: Der Wahrheitsgehalt dieser alten Traditionen ist zwar schwer zu bestimmen, doch wäre es vermessen, wenn man sie in Bausch und Bogen als falsch verwerfen wollte. Für die in jener Zeit, um die es sich hier handelt, übliche Gewohnheit, daß nämlich religiös veranlagte Menschen einsame Orte und unkultivierte Gegenden bevorzugen, braucht man keine Beispiele von weither zu holen. Was im nördlichen und westlichen Schwarzwald geschehen konnte, wie zum Beispiel in Ettenheimmünster, wo die Mönche den Urwald und Niederwald rodeten, Felsentrümmer und Steine entfernten und den Boden dann einebneten und bestellten, kann ebensogut im südlichen Schwarzwald geschehen sein. Gerbert verweist dann auf den hl. Paulus, den Eremiten, und andere Mönche und Einsiedler, die den Christenverfolgungen auswichen und in Wüsteneien zogen. Nach der Wiederherstellung des Friedens seien daraus nicht selten Mönchskongregationen entstanden. Und so, folgert der Geschichtsschreiber des Schwarzwaldes, kann es auch hier gewesen sein; besonders zur Zeit der Hunneneinfälle im 5. Jahrhundert, als Windisch, Augst und viele andere Orte von jenen Scharen überrannt und die ganze Gegend am Oberrhein mit Feuer und Schwert verwüstet wurde, war es durchaus natürlich, ja sogar unausbleiblich, daß die Anwohner jenseits des Rheins ihr Heil in der Flucht nach den Verstecken des Schwarzwalds suchten.

Grund und Boden der Albzelle gehörten im 9. Jahrhundert einem Edlen namens Sigemar; als dieser mit seinem Sohne in das Kloster Rheinau (Schweiz) eintrat, soll er (echte Urkunden aus jener Zeit fehlen) dieser Abtei auch die Albzelle übergeben haben. Vom hl. Fintan (aus Rheinau) kam nach der Klosterüberlieferung ein Teil der Reliquien des hl. Blasius nach dem Schwarzwaldkloster, das sich fortan „Cella Sancti Blasi“ oder einfach St. Blasien nannte. Etwas später errichteten dann die Mönche statt der ursprünglichen Holzbauten einen Steinbau, der 925 beim

Einfall der Ungarn in Alemannien zerstört wurde. Ein großer Förderer erstand der Klostersgemeinde in dem Edlen Reginbert, der als Freund und Vertrauter Kaiser Ottos I. nicht nur einen erheblichen Einfluß, sondern auch eine weitreichende Hand hatte, die neuentstehende Zelle großzügig begabte und ihre Loslösung vom Kloster Rheinau erwirkte. Die kaiserliche Bestätigungsurkunde des klösterlichen Besitzstandes, von Otto II. 983 ausgefertigt, wurde allerdings später als eine Fälschung des 11. Jahrhunderts erkannt, und da die erste echte St.-Blasianer Urkunde von 1065 bereits die Fälschung des Jahres 983 voraussetzt, muß doch manches über die ersten Jahrhunderte Berichtete mehr oder weniger als legendär angesehen werden⁸.

Eines steht fest: das Kloster ist schon frühzeitig durch Schenkungen und Vergabungen, aber auch, das sei besonders betont, durch fleißiges und umsichtiges Roden zu erheblichem Grundbesitz gelangt. Indes hat es, gleich seinen Nachbarn, infolge von Kriegs- und Naturereignissen sehr empfindliche Verluste erlebt, die durch tüchtige Oberen jeweils nicht nur ausgeglichen wurden, sondern das Stift noch schöner erstehen ließen, als es vordem war. Durch die Einführung der Reformen von Cluny in St. Blasien war dessen Stellung im Kampfe zwischen Kaiser und Papst sozusagen von vorneherein bestimmt. Wenn das Stift unter Abt Bertold (1125—1141) sich unter die Schutzherrschaft der Herzöge von Zähringen begab und nach deren Aussterben zwar reichsunmittelbar wurde, aber es vorzog, sich 1370 dem Hause Österreich zu unterstellen, so waren es zwingende Gründe der eigenen Sicherheit, die es dazu veranlaßten. Was half die Reichsunmittelbarkeit, wenn das „Reich“, das heißt der Kaiser, dem Kloster im Notfall nicht den entsprechenden Schutz gewähren konnte? Wer wohlhabend ist, hat allzeit Neider, und die nachbarlichen Feudalherren St. Blasians waren schon aus diesem Grunde nicht immer die Friedlichsten. Auch das Waldvolk im Hauenstein regte sich schon damals gegen die Klosterherren (eine Bewegung, die mit geringen Unterbrechungen bis ins 18. Jahrhundert andauern sollte).

Im Jahre 1322 vernichtete eine Feuersbrunst das Kloster, die Kirche und die reiche Bibliothek. Was der klösterliche Fleiß, Gelehrten- und Kunstsinn, sagt J. Bader⁹, seit fünf Jahrhunderten geschaffen und aufbewahrt, die ehrwürdigen Altertümer, der kostbare Kirchenschmuck, alle Chorbücher und beinahe der ganze Schatz der Bücherei, von den Birkenschriften der ersten Brüder bis auf die Handschriften Abt Heinrichs, lagen vernichtet. Von der köstlichen Bibliothek, die hochberühmt gewesen und von gelehrten Leuten viel besucht, meldet die Klosterchronik: „Es sind darin gesin griechisch Bibeln, viel alter Scribenten der Theologie und anderer Geschichtbücher; es hat auch Bücher darin gehabt, uf birchene (birkenen) Rinden geschrieben, so von Anfang des Klosters hergekommen“. Für den Geist, der das Stift beherrschte, zeugt die Tatsache, daß Abt Petrus (1334—1348) nicht nur um den Wiederaufbau der Gebäulichkeiten und die Erweiterung des Besitzes besorgt war, sondern sich auch um die Herstellung der Bibliothek bemühte und dafür Bücher und Abschriften von Werken aus anderen Klosterbibliotheken besorgen ließ.

Die Wissenschaften fanden in diesem Kloster schon früh eine eifrige Pflege. Es genügt, an zwei in der Historiographie bekannte Namen zu erinnern: Bernold von

⁸ F. X. Kraus, in: Die Kunstdenkmäler des Kreises Waldshut, im VIII. Bd. der Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, 1892 S. 68 ff.

⁹ J. Bader, Das ehemalige Kloster St. Blasien auf dem Schwarzwald und seine Gelehrtenakademie (FDA. 8, 1874, S. 103 ff.).

St. Blasien († 16. 9. 1100), ein Mann von großer geschichtlicher und kanonistischer Gelehrsamkeit, dem wir eine interessante, wenn auch etwas eigenwillig geschriebene Zeitchronik verdanken, und Otto von St. Blasien († 27. 7. 1223), der die berühmte Chronik Ottos von Freising fortführte; ein Jahr vor seinem Tode hatte er als Abt die Leitung des Klosters übernommen. W. Wattenbach (Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 2. 1894) lobt an ihm seine parteilose Objektivität und seine kurze, übersichtliche Darstellungsweise, die sich immer auf das Wesentliche konzentriert.

Welchen Rufes sich St. Blasien damals erfreute, beweisen unter anderem zwei Tatsachen: Abt Johannes II. (1413 bis 1429) wurde vom Konzil in Konstanz mit dem Abt von Füssen zum Präses der Benediktinerklöster im Metropolitansprengel Mainz ernannt, und sein Nachfolger, Abt Nikolaus (1429—1460), ein redegewandter Prälat, brachte die ersten Jahre seiner Regierung zeitweise auf dem Konzil in Basel zu. Er bewohnte dort ein kloster eigenes Haus, und kein Geringerer als Enea De' Piccolomini, der nachmalige Papst Pius II., war längere Zeit sein Hausgenosse. Für das Stift erwarb er die Herrschaft Blumegg und legte dadurch — ohne es zu ahnen — den Grundstein zur späteren Wiedererlangung der Reichsunmittelbarkeit des Stiftes. Unter seinem Nachfolger gährte es (wieder einmal) unter den Hauensteinern, aber vor allem auch im Konvent selbst. Hier versuchten die Adligen unter den Mönchen, den Abtstuhl, den bisher meist Bürgerliche innegehabt hatten, mit einem ihrer Standesgenossen zu besetzen. Tatsächlich gelang es ihnen auch, Eberhard von Reischach (1482—1491) die Abtswürde zu verschaffen; aber dieser entfaltete ein so durchaus weltliches Leben, daß er bald Anstoß erregte. Besuche adeliger Nachbarn waren an der Tagesordnung, und wenn der Prälat ausritt, geschah es nie ohne Begleitung von wenigstens zwölf Rittern. Kein Wunder, daß Herr von Reischach der letzte adelige Abt von St. Blasien war.

Besonders schwer zu leiden hatte das Kloster während des Bauernkrieges. Die Hauensteiner, schon immer ein unruhiges Völkchen, schlossen sich der Bewegung, die damals die bäuerliche Bevölkerung ergriffen hatte und in der religiöse und soziale Elemente eine oft seltsame Mischung eingingen, an. Am 1. Mai 1525 überfielen die Bauernscharen das Stift und zerstörten in den Kirchen Altartafeln, Bilder, Kirchengewänder, Bücher und Fenster. „In summa blieb nichts gantz“, klagte der Klosterchronist, „es war ein elend ansehen in der Kirchen. Die Reliquien schreine mit edlen gestein und helffenbain ingefaßt“, wurden zerschlagen, die Edelsteine gestohlen, das Sakramentshäuschen aufgebrochen und zerstört, die Gräber geschändet, die Orgelpfeifen herausgebrochen und eingeschmolzen, die Glocken vom Turm geholt, zerschlagen und das Metall in die Stadt verkauft. „Die köstlich und hupsch Liberey (Bücherei), so uff dem Kreutzgang stund, ward mit Buechern und aller zierdt zugrund gerichtet“. — Die Vergeltung ließ allerdings nicht lange auf sich warten. Die österreichische Landesregierung schlug den Aufstand blutig nieder, und die Bauern wurden zur Rechenschaft gezogen. Darunter auch der Hauensteinische Anführer Redmann Uehlin (nach andern hieß er Jehlin) von Niedermühle. Dieser hatte zwar die Ausschreitungen nicht gebilligt, konnte sich aber nach der Unterwerfung nicht entschließen, den von den Waldleuten geforderten Huldigungseid zu leisten. Er wurde trotz Fürsprache des Abtes zum Tode verurteilt und „zum abschrockenden Exempel“ an einer Eiche aufgeknüpft. Dieses „Exempel“ hatte jedoch nicht die erhoffte Wirkung. Drei Tage nach der Exekution fand

man die Rechte des Gerichteten an das Tor von St. Blasien genagelt mit der Beischrift: „Diese Hand wird sich rächen“. Und bald darauf wurde das Kloster mit Pulver in die Luft gesprengt. Das war nach dem Weißen Sonntag anno 1526.

In der Folgezeit suchte die Klosterleitung nicht nur die schweren Schäden zu beheben, so wurde 1538 das neue Münster eingeweiht, sondern auch die klösterliche Disziplin und das Schulwesen zu fördern, mit den Untertanen zu einer Einigung zu kommen und für die Armen und Alten durch Errichtung eines Spitals zu sorgen. Der Dreißigjährige Krieg schlug dem Stift erneut Wunden und sowohl 1638 wie auch später, als Freiburg von den Franzosen eingenommen war, suchten die meisten Klosterinsassen Zuflucht in der benachbarten Schweiz, wo St. Blasien ansehnlichen Besitz hatte.

Trotz all der Heimsuchungen erholte sich das Kloster, sobald wieder ruhigere Zeiten kamen, jeweils auffallend schnell von seinen Schäden, und — was besonders erwähnenswert scheint — der Geist der Wissenschaft entzündete sich immer wieder aufs neue. Dem Ausbau der Bibliothek widmeten viele Äbte ihre besondere Aufmerksamkeit. Der Erzbischof von Salzburg, Markus Sittikus, wußte, was er tat, als er 1618 fünf Patres für seine neu errichtete Lehranstalt anforderte, einer von ihnen, Martin Steinegg, wurde dann der erste Rektor derselben. Langsam aber stetig kündete sich jene Blütezeit St. Blasians an, die im 18. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, um dann allerdings zu Beginn des 19. Jahrhunderts in jäher Peripetie einer plötzlichen Auflösung zu verfallen. Immer wieder fand ein Austausch von Konventualen mit anderen Klöstern statt, was unzweifelhaft beiden Teilen zugute kam und viel zu einer gewissen Weltaufgeschlossenheit beitrug. Mit Blasius Bender kam 1720 ein Mann auf den Abtsstuhl, der gewissermaßen den Grund legte zu St. Blasians Glanzperiode. Längere Zeit hatte er sich am Kaiserhof in Wien aufgehalten, wo er in den maßgebenden Kreisen großes Vertrauen genoß und zum kaiserlichen Hofkaplan ernannt wurde. Nach seiner Wahl zum Abt bestellte ihn Kaiser Karl VI. zum Botschafter des Erzhauses bei der schweizerischen Eidgenossenschaft. Auch Abt Blasius bereicherte die Bibliothek mit wertvollen Werken, aber, was noch ungleich wichtiger war, er hatte den Weitblick, einige junge Mönche, darunter den Pater Marquardt Herrgott, von dem noch die Rede sein wird, nach Paris in das Kloster St. Germain des Prés zu schicken, jener Gelehrtenakademie der Benediktiner, deren Weltruhm durch Männer wie Mabillon begründet wurde, und die in der damaligen Zeit die Hohe Schule der historisch-kritischen Forschung war. Mit der Rückkehr dieser Patres begann dann in St. Blasien eine neue Periode wissenschaftlichen Ruhmes.

Blasius' Nachfolger, Abt Franz II. (1727-1747) aus der Freiburger Familie Schaechtelin, begann bereits 1728 mit einem umfassenden Umbau der gesamten Abtei. Die alten Gebäulichkeiten wurden abgerissen, und die Abtei mit dem Konvent nach einem neuen Plan auf der rechten Seite der Steina, deren Bett um 180 Fuß an die heutige Stelle verlegt wurde, neu errichtet. Das sogenannte „Alte Münster“ fiel der Spitzhacke zum Opfer, während das „Neue Münster“ in den Gesamtplan miteinbezogen wurde. Bereits im Jahre 1733 konnte das Konventsgebäude eingeweiht werden, und 1747 war der ganze Bau abgeschlossen. Das Leben dieses Prälaten war auch sonst reich an Erfolgen. Kaiser Karl VI. ernannte ihn zum kaiserlichen Geheimen Rat mit Sitz und Stimme und dem Prädikat „Ehrwürdig“, das damals nur geistliche Reichsfürsten zu erhalten pflegten; ferner verlieh er ihm das Amt eines Erb-



Ansicht des Fürstlichen Stifts St. Blasien auf dem Schwarzwald

und Erzhofkaplans und die Stelle des Präsidenten des breisgauischen Prälatenstandes. Kaiser Franz I. endlich erhob ihn (und seine Nachfolger) in den Reichsfürstenstand. Der Titel des Abtes von St. Blasien lautete fortan: „Des Heiligen Römischen Reiches (Deutscher Nation) Fürst und Abt zu St. Blasien auf dem Schwarzwald, Herr der Reichsgrafschaft Bonndorf und der vorderösterreichischen Herrschaften Staufeu und Kirchhofen, wie auch zu Gurtweil und Oberried, der Kaiserlichen Majestät erblicher Hofkaplan, von den vorderösterreichischen Landen und des dortigen Prälatenstandes jeweiliger Präsident“. Auch Abt Franz II. hatte wie so mancher seiner Vorgänger Streitigkeiten mit den Hauensteiner Untertanen, die „wieder einmal“ den Huldigungseid verweigerten. Aber durch die Vermittlung der vorderösterreichischen Regierung kam 1738 endlich ein Vergleich zustande, daß das Stift gegen eine Loskaufsumme von 58 000 Gulden für immer auf die Leibrechte in der ganzen Einung verzichtete.

War hier ein Dauerzustand geschaffen, so hatte das von Abt Franz II. erbaute Kloster nur kurzen Bestand. Am 23. und 24. Juni 1768 wurde durch eine furchtbare Feuersbrunst sowohl das Stiftsgebäude mitsamt dem Neuen Münster als auch ein großer Teil der in beiden aufbewahrten Kunstschatze vernichtet. Ein Glück im Unglück war es, daß damals Martin Gerbert Fürstabt von St. Blasien war. Er war zu seiner Zeit eine hervorragende, man könnte fast sagen, einmalige Persönlichkeit. Im schwäbischen vorderösterreichischen Städtchen Horb wurde er als Sohn eines dort seit längerem ansässigen Patriziergeschlechtes Gerbert von Hornau am 12. August 1720 geboren. Nach Vollendung seiner lateinischen Studien trat er 1737 in St. Blasien ein und erhielt sieben Jahre später die Priesterweihe. Schon bald erkannte man seine hohe Begabung und ernannte ihn zum Professor der Philosophie und Theologie und zum Bibliothekar der Stiftsbibliothek. In den ersten Jahren widmete er sich vor allem der Theologie, das heißt der Reform des theologischen Studienbetriebes und der Ausarbeitung methodologischer Einführungsschriften. Daneben galt sein besonderes Interesse auch liturgie-

und musikgeschichtlichen Studien. Große Reisen, die ihn nach Frankreich, der Nordschweiz, Süddeutschland, Italien und Österreich führten, weiteten seinen Gesichtskreis. Diese Erkenntnisse in stiller Klosterzelle auszuwerten, war wohl sein sehnlichster Wunsch. Er wurde aber durchkreuzt durch seine 1764 erfolgte Wahl zum Fürstabt des Klosters, die ihm doppelte Last bedeutete, weil er als solcher auch den Wiederaufbau des zerstörten Stiftes durchführen mußte. Seiner Energie, die allerdings auch von größten Opfern getragen wurde, ist es zu danken, daß schon in kurzer Zeit mit der Neuerstellung begonnen werden konnte. Bereits 1771 war das Konventsgebäude nach den Plänen des Architekten Franz Josef Salzmann fertiggestellt. Den Bau des Gotteshauses übertrug er dem in Straßburg wohnenden französischen Bauschöpfer Michel d'Ixnard, von dem u. a. der kurfürstliche Palast zu Koblenz und das Neue Tor in Heidelberg stammen. Von d'Ixnard rühren nicht nur die Entwürfe für die Kirche, sondern auch der Gesamtplan für die Umgestaltung des ganzen Klosters her, der allerdings nicht ganz zur Ausführung kommen konnte, weil er zu großartig konzipiert war. Nicht immer scheint der Fürstabt mit dem französischen Architekten zufrieden gewesen zu sein; einmal, weil dessen Kostenvoranschlag unzuverlässig war, dann aber auch, weil sich der Baumeister um seine Bauten zu wenig kümmerte. Deshalb wurde der kurfürstliche Hofbaudirektor Nikolas de Pigage mit herangezogen. Gerbert wollte, wie C. A. Meckel schreibt, etwas ganz Neues, Großartiges, Unerhörtes schaffen, das seinem auf weiten Reisen, besonders auch in Italien und Frankreich, gebildeten Geschmack entsprach. Das Pantheon in Rom scheint ihm vorgeschwebt zu haben, als er den Plan zum Neubau der Kirche faßte, die in rein klassischen Formen entstehen sollte, Formen, die er in Italien bei den erhabenen Bauwerken der Antike kennengelernt hatte. Die neue Kirche, ein gewaltiger Kuppelbau von 32 Meter Durchmesser und 35 Meter Höhe, wurde am 21. September 1783 eingeweiht; bei dieser Gelegenheit wurde das Stift von der Kaiserin Maria-Theresia und anderen Gönnern reich beschenkt. Zu dem Hause Österreich bestanden auch

deshalb gute Beziehungen, da der Abt die Gebeine der Habsburger Fürsten aus dem Dom zu Basel und Königsfelden heimgeholt hatte und sie in die Hauptkirche überführen ließ.

Es ist erstaunlich zu sehen, wie Abt Gerbert neben den großen Wiederaufbauarbeiten noch Zeit und Muße für wissenschaftliche Betätigung fand, die jetzt im besondern der Geschichtsforschung galt, der Geschichte der engeren Heimat, der er sein Werk „*Historia Nigrae Silvae*“ widmete, der des habsburgischen Kaiserhauses, der Kirchenmusik und der alemannischen Liturgie. Sein Lebensbild rundet sich harmonisch, wenn wir hören, daß der greise Abt an seinem Lebensabend — die bedrohlichen Zeitzeichen erkennend und des Streites überdrüssig — sich mehr der asketisch-eschatologischen Schriftstellerei zuwandte und sein Augenmerk vor allem auf eine große, allumfassende „*Germania sacra*“, das ist eine Kirchengeschichte Gesamtdeutschlands im Rahmen der Geschichte der einzelnen Bistümer richtete. Doch sollte sie sich nicht auf die Geschichte der kirchlichen Geographie der Diözese und ihrer einzelnen Bischöfe und kirchlichen Maßnahmen beschränken, sondern darüber hinaus auch die Tätigkeit des Weltklerus in seinen hervorragenden Organisationen sowie den Ordensklerus in seinen bedeutendsten Klöstern miteinbeziehen. — Ein Plan, der auch von protestantischen Gelehrten lebhaft begrüßt wurde.

Georg Pfeilschifter, ein Gerbert kongenialer Kirchenhistoriker (von 1903 bis 1917 in Freiburg i. Br.), dem wir u. a. die Herausgabe der Korrespondenz Martin Gerberts und eine interessante Einführung in die St.-Blasianische „*Germania Sacra*“ verdanken, hat diesen Mann trefflich charakterisiert¹⁰: Gerbert, so sagt er, war ein Fürstabt, der den engen Rahmen seines kleinen Landes, der reichsunmittelbaren Grafschaft Bonndorf und des vorderösterreichischen Gebietes, in dem der größte Teil der stiftischen Grundherrschaft lag, gesprengt hat. Bei aller Ergebenheit gegenüber dem Kaiserhaus vertrat er doch energisch die kirchlichen Interessen, sowohl bei der Regierung in Freiburg wie auch in Wien, wo er fünfmal längere Zeit weilte. Als weitgereister Gelehrter hatte er einen offenen Blick für die wirklichen Fortschritte seiner Tage, besaß eine durchaus selbständige Meinung, scheute sich als Theologe nicht vor theologischen Studienreformen (vor allem auch gegenüber den Schäden der Spätscholastik), ohne, wie so manche andere, der seichten Aufklärungstheologie zu verfallen, und genoß als Wissenschaftler Ansehen bei Katholiken wie Protestanten, im Süden und im Norden des Reiches, in Zürich wie in Basel, in Straßburg wie in Metz, in Paris wie in Rom und in Bologna wie in London. Als er am 13. Mai 1793 die Augen schloß, verlor nicht nur das Stift St. Blasien einen in jeder Beziehung würdigen Fürstabt, sondern auch die Wissenschaft einen ihrer besten Vertreter.

Schon seit langem zählte St. Blasien mit seiner angesehenen Gelehrtenakademie zu den Mittelpunkten geistigen Schaffens. Neben der Theologie und der Philosophie wurden hier die orientalischen Sprachen und vor allem die Geschichte mit ihren Hilfswissenschaften gepflegt. Auch die Musik hatte eine freundliche Heimstätte gefunden. Namhafte Gelehrte wirkten hier als Forscher, die nicht selten eine Berufung an auswärtige Universitäten, wie zum Beispiel Salzburg und Wien, erhielten. Durch die Übernahme des Geistes der Mauriner erhielt ihre wissenschaftliche Arbeit eine besondere Note, die bei aller Ehr-

furcht vor der Tradition doch strenge Maßstäbe der Kritik anlegte. Es würde zu weit führen, hier all der gelehrten Mönche mit einer auch nur kurzen Würdigung ihres Schaffens zu gedenken. Nur auf einige wenige, besonders charakteristische Köpfe sei hingewiesen. Da ist Pater Marquardt Herrgott, der Sohn eines Freiburger Chirurgen (1694 bis 1762). Seine Ausbildung erhielt er in Paris in dem bekannten Kloster St. Germain des Prés. Nach seiner Rückkehr in das Heimatkloster wurde ihm die Stelle eines Stiftsbibliothekars übertragen, und die von ihm verfaßte Klostersgeschichte erregte ob ihrer Freimütigkeit Aufsehen und Kritik zugleich. Seinen Plan einer vaterländischen Kirchengeschichte gab er allerdings wieder auf, nachdem er 1728 als Abgesandter seines Klosters nach Wien geschickt worden war, wo der junge und gewandte Pater bald das Vertrauen seines Monarchen und der Minister gewann. Dadurch war es ihm möglich, nicht nur die Interessen St. Blasians, sondern auch die der breisgauischen Stände in der Kaiserstadt noch nachdrücklicher zu vertreten. In der Wiener Luft entstand sein Prachtwerk über die Genealogie und die Denkmäler des Hauses Habsburg, reich geschmückt mit Kupferstichen; dafür wurde er zum kaiserlichen Rat und Historiographen ernannt. Aber die Hofluft ist häufig ein nicht ungefährliches Klima. Das mußte auch der St.-Blasianer erfahren. Nach zwanzig Jahren fiel er in Ungnade und kehrte auf den Schwarzwald zurück. Seine Oberen gaben ihm allerdings eine angenehme Sinekure, indem sie ihm die Propstei Krozingen überließen. Hier konnte er an seinem Kaiserwerk in Ruhe weiterarbeiten und beschäftigte sich daneben mit Bienenzucht und Maulbeeranpflanzungen, die damals gerade in Mode kamen. Bekannt war sein gastfreies Haus, das so ganz seinem Wesen entsprach. Pater Marquardt war ein in jeder Beziehung großzügiger Herr; eine kleine historische Begebenheit möge dies beleuchten. Der Klostermann hielt sich einmal mit seiner Bedienung einige Tage in Basel auf. Als ihm der dortige Dreikönigswirt die Rechnung mit 500 Gulden präsentierte, stutzte Pater Herrgott doch etwas, und verlangte eine genauere Spezifizierung. Diese erhielt er dann auch und mußte dabei feststellen, daß seine und seiner Reisebegleiter Ausgaben sehr bescheiden waren. Als er sich nach der Ursache des erheblich höheren Betrages erkundigte, meinte der schlaue Wirt: „Herr Pater, es sind, seit ich auf diesem Gasthofe bin, schon so viele geistliche Herren aller Orden bei mir gewesen und haben mich immer auf den lieben Herrgott vertröstet, so daß ich Euer Gnaden jetzt als den Verheißenen festhalte“. Und Pater Herrgott bezahlte lächelnd für seine Confratres. — Pater Marquardts Werken haften wohl mancherlei Mängel an; aber es darf nicht übersehen werden, welch umfangreiches Material er ohne namhafte Vorgänger verarbeitet hat, und wie groß sein Einfluß war auf die wissenschaftliche Tätigkeit der übrigen St.-Blasianer. — Im größten Gegensatz zu der glänzenden Erscheinung Pater Marquardts stand sein Mitbruder Stanislaus Wülberz (1695 bis 1750), der fleißigste aller St.-Blasianer Gelehrten. Ein überaus bescheidener Mann, der sich mit Vorarbeiten begnügte, auf denen dann talentvolle Nachfolger weiterbauen konnten. Seine Ängstlichkeit und Gewissenhaftigkeit ließen ihn leider nicht zur Drucklegung seiner Arbeiten kommen. Martin Gerbert betont ausdrücklich, wieviel er der selbstlosen Sammlertätigkeit gerade dieses stillen Mannes für seine *Historia Nigrae Silvae* zu danken hat. — Ebenso bescheiden und emsig wie Wülberz war auch Pater Rustenus Heer, der sich durch seine Vorliebe für Diplomatie und Geschichte schon früh zu Pater Marquardt hingezogen fühlte und später sein getreuester Freund und

¹⁰ Gg. Pfeilschifter, Die St. Blasianische Germanica Sacra (Münchener Studien zur historischen Theologie), München 1921.

Mitarbeiter und schließlich der Vollender der Herrgott-schen Monumenta (Taphographia principum Austriae) wurde, die ihm gleiche Ehrung eintrugen wie Pater Herrgott, nämlich die Ernennung zum kaiserlichen Rat und Historiographen. Aber leider blieb ihm das Glück nicht treu; bei dem großen Klosterbrand 1768 gingen auch zwei Teile der Taphographia zugrunde. Allerdings erlebte er noch die Zusage aus Wien, daß die Wiederauflage von dort mit einem Beitrag von 4000 Gulden finanziell unterstützt würde, aber schon zwei Monate später ereilte den erst Vierundfünfzigjährigen der Tod. Martin Gerbert hat dann die Neuausgabe und Fortsetzung des Werkes bis auf seine Zeit übernommen.

Die Patres Meinrad Troger (später der dritte der gefürsteten Äbte) und Roman Edel lehrten vorübergehend an der Salzburger Hochschule, und letzterer schrieb die erste Geschichte der Salzburger Alma mater. Eine der interessantesten Persönlichkeiten unter den St.-Blasianischen Gelehrten war Franz Kreuter, ein Freiburger, der zusammen mit Martin Gerbert in Paris seine Ausbildung erhalten hatte. Als Mann der Praxis wurde er zunächst Großökonom und war besonders in den Jahren des Wiederaufbaues der richtige Mann am richtigen Platz. Auch als Propst von Bürgeln mangelte es dem gegen sich selbst sehr strengen, im Umgang mit anderen aber äußerst jovialen Mann nicht an Arbeit. Um so erstaunlicher ist es, daß er trotz alledem noch Muße fand, eine Geschichte der vorderösterreichischen Staaten zu schreiben, die leider nicht in jenem klaren, ungekünstelten Stil verfaßt ist wie seine Briefe. — Pater Aemilian Ussemann oblag zunächst den theologischen und philosophischen Studien und war dann kurze Zeit an der Salzburger Hochschule Lehrer der Moraltheologie und der hebräischen Literatur. Seine wirkliche Lebensaufgabe aber fand er nach seiner Rückkehr nach St. Blasien mit seiner Ernennung zum Klosterbibliothekar. Nichts fesselte ihn mehr als das Büchereiwesen, und deshalb konnte der Wiederaufbau der zerstörten Bibliothek nach 1768 in keine besseren Hände gelegt werden. Überall ließ auf seine Anregung das Stift Bücher und Handschriften aufkaufen, und bald besaß die St.-Blasianische Bibliothek wieder ihr altes Ansehen. Die Seele des Ganzen war Pater Ussemann, „die lebendige Bibliothek“, wie ihn seine Mitbrüder ob seines großen Wissens nannten. Aber noch aus einem andern Grund muß Pater Aemilian hier genannt werden: er war ein bedeutender Mitarbeiter an der „Germania sacra“, zu der er den Prodrumus (Vorläufer) und die Bistums-geschichte von Würzburg und Bamberg lieferte.

Man hätte glauben sollen, daß ein Kloster wie St. Blasien seiner vielen Verdienste wegen den Säkularisationsbestrebungen nicht zum Opfer gefallen wäre. Dem war aber nicht so. Man kann den Verdacht nicht loswerden, daß nicht zuletzt der Reichtum des Stiftes ein Anreiz für seine Auflösung war. Das Kloster besaß damals die Reichsherrschaft Bonndorf einschließlich der Herrschaft Blumegg mit den Ämtern Bonndorf, Bettmaringen, Ewattingen und Gutenberg; ferner die Herrschaften Staufen und Krozingen, die Ämter Oberried, Schönau und Todtnau, die Propsteien Büngeln und Berau, dazu noch Besitzungen auf Schweizer Boden. Die Abtei hatte Kameralämter in Waldshut, Freiburg i. Br., Zürich, Basel und Schaffhausen. Das Stiftsgebiet umfaßte, soweit es in Baden lag, 11,16 Quadratmeilen und zählte 27 789 Einwohner. Der Wert der Güter belief sich auf 15,723,965 Gulden (nach damaligem Geldwert!).

Mit großer Sorge mögen Abt und Mönche die Entwicklung um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts verfolgt

haben, wirkten doch die politischen Ereignisse jenseits des Rheines weit hinein in die deutschen Lande. Nachdem der Lunéviller Friede 1801 allen Fürsten, die durch ihn linksrheinisches Territorium verloren, Entschädigungen versprach, lag der Gedanke der Säkularisation der geistlichen Güter sozusagen in der Luft. Einen Einblick in die damalige Stimmung gibt ein Brief des St.-Blasianer Historikers Pater Trudpert Neugart aus dem Sommer 1801: „Wie's im Breisgau zugeht, ist bekannt. Besteht der Friede noch lange auf diesem Fuße, so müssen Herrschaften und Untertanen von Grund aus ruiniert werden. Dem Wiener Hofe sind unsere Plagen mit wahren Farben geschildert worden, aber bisher ganz umsonst. So mißkannt zu werden, hat das Land wahrlich nicht verdient. Ich war den ganzen Krieg über noch nie so mißmutig wie jetzt, denn ich hoffte auf Frieden; da aber der Frieden ebenso nachteilig ist wie der Krieg, weiß ich nichts mehr zu hoffen.“ Und Abt Ribbele klagt im Herbst des gleichen Jahres nach seiner Rückkehr aus Wien in einem Schreiben an den Abt von St. Peter: „Wo immer ich hinsehe, zeigt sich nichts als Schwankendes, Ungewisses und Verworrenes. Unser armes Vaterland geht unter seinem Joch zugrunde, während man Vorstellung auf Vorstellung nach Wien sendet.“ In der Tat konnte aus den Vorgängen damals keiner so leicht klug werden, und schließlich sollten die Pessimisten recht behalten. Bereits 1802 meldete der Malteser-(Johanniter-) Orden seine „Ansprüche“ auf den gesamten St.-Blasianischen Klosterbesitz an, die aber von Wien abgelehnt wurden. Der Preßburger Friede brachte dann die endgültige Entscheidung: der Breisgau fiel teils an Baden, teils an Württemberg. Schnell — etwas zu hastig — sandte letzteres seinen Kommissär auf den Schwarzwald zur Besitzergreifung St. Blasien. Einen Monat später, am 24. Februar 1806, nahm dann Baden, dem das Stift in Wirklichkeit zugefallen war, davon Besitz. Sogleich wandte sich der Fürstabt nach Karlsruhe, um das Schlimmste zu verhüten. Nach einer ursprünglich geplanten Zwischenlösung, die aber nicht zur Ausführung kam, wurde St. Blasien am 10. Oktober 1806 nach tausendjährigem Bestand für endgültig aufgehoben erklärt.

Die Inventarisierungskommission nahm sofort ihre Arbeit auf und war den ganzen Winter über tätig. Von Februar bis Mai 1807 wurde die Klosterbibliothek, soweit nicht die Mönche sie in ihr Exil mitnahmen, an die Universität Freiburg übergeben, die Dubletten erhielt Heidelberg, einige wertvolle Bücher die Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe. Das Naturalien- und physikalische Kabinett erbte die hiesige Alma mater. Was sollte nun aber mit den Gebäulichkeiten und dem Dom geschehen? Es gab, so unglaublich es klingt, Stimmen, die für einen Abbruch der Kirche plädierten und rieten, aus dem Erlös eine schlichte Landkirche zu errichten. Diese Superklugen konnten sich indes nicht durchsetzen. Kein Geringerer als der bekannte Karlsruher Architekt Weinbrenner trat in einem Gutachten (1808) energisch für die Erhaltung des Kuppeldomes ein; die anderen Klosterbauten sollten „zweckdienlich“ umgebaut werden. So geschah es dann auch. Das Kupfer, mit dem die Kuppel eingedeckt war, wurde in den Jahren 1813—1816 abgenommen. Von den 750 Zentnern erhielt die evangelische Kirche in Karlsruhe 45 Zentner, das badische Kriegsministerium für den Guß von Kanonen (!) 310 Zentner, die Kupferschmiede in Pforzheim 85 Zentner und den „bescheidenen“ Rest von 310 Zentnern der spätere Besitzer der Gebäulichkeiten, Baron von Eichtal. Ein Teil davon soll dann in die badische Münze gewandert sein. Die wirtschaftliche Verwertung der Gebäulichkeiten war

eine denkbar prosaische. Zunächst dienten sie industriellen Zwecken. Eine Gewehrfabrik und eine Spinnereimaschinenfabrik konnten sich nur kurze Zeit halten, nur eine Baumwollspinnerei, die schließlich die anderen verdrängte, blieb länger am Leben. Im Jahre 1821 wurden die Gebäude, die ursprünglich nur verpachtet waren, für rund 30 000 Gulden an die Eichtalsche Gesellschaft verkauft. Als sie 1851 in Konkurs geriet, wurde sie von einem anderen industriellen Unternehmen abgelöst. Dieses, ebenfalls eine Wollspinnerei, sollte dem ehemaligen Kloster zum Verhängnis werden. Am Morgen des 7. Februar 1874 brach im südlichen Ende des östlichen Konventflügels plötzlich Feuer aus, das durch die Wollvorräte sich sehr bald weiter ausbreitete und kurze Zeit darauf auf den Chor und die Kuppelkirche übergriff. Infolge der Winterkälte war das Wasser eingefroren, und nur durch die Errichtung einer Schleuse gelang es, den Brand wenigstens von der Abtei fernzuhalten. Als der Brand gelöscht war, waren vom Konventsgebäude, vom Chor der Kirche und der Kuppelrotunde nur noch traurige Ruinenreste zu sehen. Das stolze Werk Martin Gerberts war vernichtet. Aber auf Wunsch des Großherzogs Friedrich I. wurde alsbald mit der Wiederherstellung der Bauten begonnen, und dabei der Chor nach den Plänen d'Ixnards erneuert. An die Stelle des prächtigen alten Marmors mußte freilich falscher treten. Kurz vor dem ersten Weltkrieg war die Wiederherstellung vollendet, aber die alte Schönheit und Großartigkeit hat man, wie C. A. Meckel mit Recht betont, dem Bau mit unzulänglichen Mitteln nicht wiedergeben können; doch das Heute läßt das Gestern wenigstens ahnen.

Kehren wir noch einmal kurz zu den Klosterherren zurück! Mit der Aufhebung ihres Klosters und dem Abtransport ihrer reichen Bücherei war den St.-Blasianern

die geistige Luft, in der das Stift groß geworden war, entzogen, und sie beschlossen, dem Angebot des österreichischen Kaisers Franz I. Folge zu leisten und auszuwandern. Bereits im März 1806 war ihnen in Würdigung ihrer großen Verdienste für die vorderösterreichischen Lande ein Kloster in Niederösterreich angeboten worden. Im Mai 1807 führten dann Pater Neugart und Pater Kopp die entsprechenden Verhandlungen, und am 21. September reiste die erste, am 24. die zweite, am 26. eine dritte und am 27. die letzte Gruppe von Mönchen aus St. Blasien in ihre neue österreichische Heimat ab. Insgesamt waren es 38 Klosterinsassen, denen am 22. April 1808 in neunzehn Särgen die Leichname verschiedener Mitglieder des habsburgisch-österreichischen Hauses und einiger Äbte folgten. In dem Kloster St. Paul im Lavanttal in Kärnten fanden sie eine neue Heimat und setzten dort die geistige Überlieferung des Schwarzwaldstiftes fort. Verschiedene ihrer Historiker haben sich an ihrem neuen Wirkungsort um die Geschichtsforschung Kärntens große Verdienste erworben.

Im Jahre 1931 mußte die Spinnerei in St. Blasien unter dem Druck der damaligen Wirtschaftskrise ihren Betrieb einstellen. Durch Vermittlung des bekannten Großindustriellen Dr. Hackelsberger (Öflingen-Wehr) gingen die Fabrikgebäulichkeiten samt Werkwohnung und Meierhof in den Besitz der Gesellschaft Jesu über, die ihre deutsche Abteilung der „Stella matutina“ in Feldkirch hierher verlegte. Am 29. Mai 1934 fand dann die feierliche Einweihung des neuen Kollegs statt, das seitdem, von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, auch heute noch vielen Hunderten von Schülern das geistige Rüstzeug fürs Leben gibt. Damit wird in St. Blasien im gewissen Rahmen die Tradition der früheren Jahrhunderte fortgesetzt.

Dr. M. Kollofrath

Kommunale Entscheidungen und Aufgaben im Jahre 1956

Bedeutsame Ereignisse und Entscheidungen wird das Jahr 1956 für unsere Stadt bringen. In der Mitte dieses Jahres, da dieser Bericht geschrieben wird, zeichnen sich bereits Geschehnisse von großer Tragweite ab; sie werden für die Zukunft Freiburgs von bestimmendem Einfluß sein.

Am Morgen des 25. März 1956 wurde die Bürgerschaft von der Trauerbotschaft überrascht, daß ihr Stadtoberhaupt, Oberbürgermeister Dr. Wolfgang Hoffmann, nach nur kurzer Erkrankung verstorben sei. Seit 1945 hatte er seine ganze Kraft dafür eingesetzt, die im Kriege schwer heimgesuchte Stadt Freiburg wieder aufzurichten und aus ihren Ruinen wieder neues Leben erblühen zu lassen. Was ihm in der verhältnismäßig kurzen Spanne seines zehnjährigen Wirkens zu vollenden versagt blieb, wird die Aufgabe seines Nachfolgers sein. Während bisher das Stadtoberhaupt durch den Stadtrat gewählt worden ist, erfolgt nach geltendem Gemeinderecht die Wahl des Oberbürgermeisters direkt durch die Bürger der Gemeinde. Am 24. Juni 1956 hat die Freiburger Bürgerschaft in einem eindeutigen Votum dem bisherigen Beigeordneten und langjährigen Stadtoberrechtsrat Dr. Brandel das Vertrauen ausgesprochen, als Oberbürgermeister der Stadt Freiburg die Geschicke seiner Heimatstadt zu lenken. Oberbürgermeister Dr. Brandel wird diesen Auftrag der Bürgerschaft nach der am 1. April dieses Jahres in Kraft getretenen Gemeindeordnung für Baden-

Württemberg durchführen. Auf Grund dieser neuen Gemeindeordnung hat der Stadtrat alsbald selbst zu entscheiden oder durch Bürgerentscheid feststellen zu lassen, welche Art der Verfassung künftig für Freiburg maßgebend sein soll. Entweder wird ähnlich der bisherigen Gemeindeverfassung ein Stadtrat als einziges kommunales Parlament fungieren, oder es wird außer dem Stadtrat ein Bürgerausschuß gewählt und damit eine der Zeit vor 1933 ähnliche Kommunalverwaltung eingeführt. Die Stadtratsverfassung sieht für Städte von der Größe Freiburgs ein Parlament von 36 Stadträten (bisher 24) vor; nach der Bürgerausschußverfassung hingegen sind 24 Stadträte und 48 Stadtverordnete durch die Bürgerschaft zu wählen. Die Wahl wird auf Grund der Vorschriften des Kommunalwahlgesetzes und der Kommunalwahlordnung von 1953 nach dem modifizierten Verhältniswahlrecht mit Persönlichkeitsauslese durch Panaschieren (mischen) und Kumulieren (Stimmenhäufen) durchgeführt; als Wahltermin ist der 11. November 1956 festgesetzt. Bei der Stadtratsverfassung wird die Wahl sich in gleicher Weise wie im Herbst 1953 abwickeln, wobei jeder Wähler 24 Stimmen zu vergeben hat. Sollte dagegen die Bürgerausschußverfassung eingeführt werden, so finden am gleichen Wahltag zwei rechtlich getrennte Wahlen mit zwei Stimmzetteln statt, wobei jeder Wähler mit dem einen Stimmzettel 24 Stimmen und mit dem zweiten Stimmzettel

48 Stimmen, zusammen also 72 Stimmen zu vergeben hat. Es soll der Unterschied an einem Zahlenbeispiel kurz erläutert werden. Zur Stadtratswahl 1953 hatten sich 7 Parteien bzw. Wählergruppen um Sitze im Gemeindeparlament bemüht, und jede dieser Gruppen hatte eine Liste mit 24 Bewerbern eingereicht; der Wähler hatte also die Möglichkeit, aus 168 Kandidaten die ihm wünschenswerten Personen auszusuchen. Genau so würde im Herbst 1956 zu verfahren sein, wenn die Wahl nach der Gemeinderatsverfassung zu erfolgen hat. Tritt die Bürgerausschußverfassung in Kraft, so wird der Wähler unter gleichen Voraussetzungen wie 1953, d. h. bei 7 Listen, zunächst einen Stimmzettel zur Wahl der 24 Stadträte mit 168 Bewerbern und außerdem einen weiteren Stimmzettel zur Wahl der 48 Stadtverordneten mit 336 Bewerbern erhalten. Dem Wähler repräsentieren sich alsdann 504 Bewerber und 72 werden als Stadträte bzw. Stadtverordnete aus diesem Personenkreis hervorgehen. Nehmen wir an, die Freiburger Bürgerschaft würde zu 60 % an dieser Entscheidung teilnehmen, so wären bei rd. 85 000 Wahlberechtigten über 6 Millionen Stimmen auszuführen. Diese Zahl mag aufs erste erschreckend wirken und etwa vermuten lassen, daß die Feststellung des Wahlergebnisses sich zeitlich sehr verzögert. Im manuellen Auszählverfahren würden allerdings viele Tage notwendig sein, um innerhalb jedes Wahlbezirks für jeden der 504 Kandidaten die genaue Stimmenzahl und deren Zusammenfassung für die ganze Stadt zu ermitteln; muß doch damit gerechnet werden, daß rd. 130 Wahlbezirke einzurichten sind, um das Auszählgeschäft nicht zu erschweren. Anders als bei der letzten Stadtratswahl wird im Herbst auf maschinelle Weise die Sortierung und Summierung der Stimmen erfolgen und damit die Feststellung des Ergebnisses erheblich beschleunigt werden können. Das Wahlamt hat bereits die nötigen Vorkehrungen dazu getroffen.

Allerdings kann die Stadtverwaltung bei der technischen Durchführung von Wahlen nicht auf die Unterstützung der Bürgerschaft verzichten. Die Arbeit in den Wahllokalen erfordert die Mithilfe von Vorsitzern, Beisitzern, Stellvertretern und Schriftführern (rd. 1300 Personen), um die im Wahlgesetz vorgeschriebenen Aufgaben ordnungsmäßig erfüllen zu können. Eine Volkswahl, gleichgültig ob es sich um eine Bundes-, Landes- oder Gemeindevahl handelt, ist eine Aufgabe des ganzen Volkes und nicht etwa der Gemeinde, welche die Wahl vorzubereiten hat. Es ist daher jeder Wahlberechtigte von Gesetzes wegen verpflichtet, eine Tätigkeit in einem Stimmbezirk auszuüben. Diese Verpflichtung ergibt sich aus der einer demokratischen Staatsform für jeden Mitbürger selbstverständlichen Beistandspflicht, der sich ohne Grund niemand straflos entziehen kann. Es sollte daher jeder, der eine Aufforderung zur Mitarbeit in einem Wahlausschuß erhält, sich bereitwillig dieser Verpflichtung unterziehen und das ihm als Staats- und Gemeindegänger übertragene Amt ausüben.

Wie immer die Entscheidung über die künftige Verfassung Freiburgs ausfallen wird, sie muß bis zum Herbst geklärt sein und in diesem gesetzten Rahmen wird dann der neue Stadtrat und eventuell auch der Bürgerausschuß am 11. November 1956 gewählt werden. Dieser Wahl kommt schon deswegen besondere Bedeutung zu, weil mit ihr eine neue Epoche der Kommunalpolitik unserer Stadt eingeleitet wird: Ein neugewähltes Stadtoberhaupt wird mit einem neugewählten Stadtrat nach der am 1. April 1956 in Kraft getretenen Gemeindeordnung Freiburgs Schicksal für die kommenden Jahre entscheiden. Wohl sind die großen Richtlinien für die künftige Gestaltung des wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebens unserer Stadt durch die bisher eingeschlagene Kommunalpolitik vorgezeichnet; trotz-

dem bleibt den Organen der Verwaltung ein weitreichendes und alle Gebiete des kommunalen Lebens umfassendes Betätigungsfeld. Es mag daher angezeigt sein, in gedrängter Form darzutun, wo Freiburg heute steht. Auf diesem kurzen Streifzug durch den Lebensbereich unserer Stadt wird uns ein Vergleich mit anderen Städten als Maßstab zur Beurteilung der Verhältnisse „im eigenen Haus“ von Nutzen sein. Sicherlich ist eine solche Gegenüberstellung nur bedingt anwendbar und der Aussagewert einer interlokal vergleichenden Zahlenreihe nur insoweit von Bedeutung, wie die lokalen Gegebenheiten von Stadt zu Stadt aufeinander zugeschnitten sind. Aber auch hier können wesentliche Unterschiede wertvolle Hinweise geben.

Während seit der Eingliederung des Vorortes St. Georgen in den Stadtverband im Jahre 1938 keine räumliche Veränderung (Gebietsfläche rd. 8000 ha) eingetreten ist, hat sich der Bevölkerungsstand ständig gewandelt. Bei der letzten Volkszählung (13. September 1950) betrug die Einwohnerzahl 109 717 Personen; sie war also fünf Jahre nach Beendigung des Krieges um rd. 1200 Personen über den höchsten Vorkriegsstand (17. Mai 1939 = 108 487) hinausgewachsen. Seitdem ist die Einwohnerzahl zunächst sprunghaft, dann mit verhaltenem Tempo angestiegen; am 1. Juni 1956 war der Stand von 130 000 Personen überschritten. Bei der Gegenüberstellung dieser Zahlen ist zu beachten, daß in den Angaben von 1939 die Angehörigen der Wehrmacht und des Reichsarbeitsdienstes, in denen der Nachkriegsjahre die Besatzungsangehörigen nicht enthalten sind. Freiburg steht mit dieser Entwicklung nicht einzig da. Aus einer Gesamtübersicht aller Großstädte der Bundesrepublik, die jetzt 50 Städte mit über 100 000 Einwohnern zählt (ohne Berlin), ergibt sich, daß trotz der Personenverluste auf den Kriegsschauplätzen und der enormen Zerstörungen von Wohnungen und Arbeitsstätten nur fünf Städte ihre Einwohnerzahl der Vorkriegszeit noch nicht erreicht haben, während in 45 Städten der Einwohnerstand zum Teil weit über Vorkriegshöhe angestiegen ist. Dieser Zuwachs ist fast ausschließlich aus der Zuwanderung von außerhalb hervorgerufen worden. Daraus geht hervor, daß die städtischen Gemeinwesen mit ihren vielfältigen Einrichtungen wirtschaftlicher und kultureller Art sich heute ebenso wie früher als Anziehungspunkte breiter Bevölkerungsschichten erweisen.

Wohnbevölkerung 1939 — 1950 — 1955

Stadt	17. 5. 1939	31. 12. 1950	31. 12. 1955	1955 in v. H. von	
				1939	1950
Stuttgart	454 346	505 470	604 088	133	119
Mannheim	280 365	248 663	288 968	103	116
Karlsruhe	184 489	201 013	221 166	120	110
Ludwigshafen	143 934	126 426	149 727	104	118
Freiburg	108 487	112 315	129 039	119	115
Heidelberg	84 273	117 098	125 365	149	107
Darmstadt	110 552	97 243	123 620	112	127
Ulm	68 585	73 374	89 131	130	122
Heilbronn	74 214	62 247	79 252	107	127
Pforzheim	78 320	54 864	71 338	91	130

Ob dieser Sog zur großstädtischen Agglomeration überwiegend von wirtschaftlichen oder hauptsächlich von kulturellen Motiven beeinflusst wird, ist für die Mehrzahl der Städte unschwer aus dem Beschäftigungsgrad ihrer industriellen Wirtschaft zu ersehen. Aber gerade hier nimmt Freiburg im Kreis der acht größten Städte des Bundeslandes Baden-Württemberg eine Sonderstellung ein. Von diesen acht Stadtkreisen hat Freiburg, der Einwohnerzahl nach hinter Stuttgart, Mannheim und Karlsruhe an vierter Stelle stehend, im Jahre 1955 den weitaus geringsten industri-

ellen Produktionsumsatz, nämlich 264 Mill. DM im ganzen, was einem Pro-Kopf-Betrag der Einwohnerschaft von 2065 DM entspricht, und hat ferner mit 108 Betrieben und 11 494 Industriebeschäftigten weder die Betriebs- noch die Beschäftigten-Kapazität des Jahres 1938 überholen können. Selbst kleinere Städte, wie Ulm, Heilbronn und Pforzheim, überragen unsere Stadt um über das Doppelte. Heidelberg, der Struktur wie der Einwohnerzahl nach Freiburg am nächsten stehend, hat einen höheren Produktionsumsatz und eine größere Anzahl Industriebeschäftigte aufzuweisen; diese Feststellung widerlegt eindeutig die vielverbreitete Ansicht, daß verstärkte Industrieansiedlung der Förderung des Fremdenverkehrs entgegenstehe.

Produktionsumsatz der Industrie im Jahre 1955

Stadt	Einw. 1955	Prod.-Umsatz in 1000 DM	je Kopf der Bev.	Be- triebe	Be- schäftigte
Mannheim	288 968	2 663 223	9 150	281	80 918
Stuttgart	604 088	3 669 091	6 200	709	147 395
Heilbronn	79 252	510 431	6 550	132	20 123
Ulm	89 131	641 336	7 310	121	25 105
Karlsruhe	221 166	648 211	2 970	252	38 990
Heidelberg	125 365	301 276	2 430	104	15 930
Pforzheim	71 338	529 698	7 660	434	33 465
Freiburg	129 039	264 033	2 065	108	11 494

Nun ist das Industriepotential einer Großstadt lange nicht ausschließlicher Gradmesser ihrer wirtschaftlichen Größe und Bedeutung. Für Freiburg ist vielmehr die zentrale und verkehrsgünstige Lage der Stadt als Einkaufszentrum eines Großraumes ausschlaggebend, der sich 60 km nach Süden wie nach Norden konkurrenzlos ausdehnt und bis tief in den Schwarzwald hinein erstreckt. Im Zuge des Wiederaufbaus des Stadtkerns sind daher in den letzten Jahren zahlreiche repräsentable Einzelhandelsgeschäfte errichtet worden, die Freiburg ein großstädtisches Aussehen geben, ohne ihre alten Charakterzüge zu verwischen. Der überwiegend klein- und mittelgewerbliche Zug ihrer Wirtschaft hat sich in der Erhaltung vielseitiger Handwerksbetriebe bewahrt.

Um die wirtschaftlichen Aufgaben der Stadt trotz ihres geringen Industriepotentials erfüllen zu können, reichen ihre einheimischen Arbeitskräfte nicht aus. Täglich kommen aus der näheren und fernerer Umgebung Tausende von Arbeitern und Angestellten nach Freiburg, um in hiesigen Arbeitsstätten ihrem Beruf nachzugehen. Nach einer vom Innenministerium angeordneten Erhebung über die Pendlerbewegung wurden am 20. September 1955 für die Stadt Freiburg 14 928 Einpendler festgestellt, die hier wirtschaftlich tätig sind; in dieser Zahl sind nicht die vielen Studenten und Schüler enthalten, die zu ihrer schulischen Ausbildung hierher kommen, weil sie am Schulort keine Unterkunft finden. Die Mehrzahl der Berufseinpender stammt aus den Gemeinden des Landkreises Freiburg (8639); aber auch aus anderen Landkreisen des Regierungsbezirks Südbaden, aus Nordbaden und Württemberg-Hohenzollern finden nahezu 6300 Arbeitskräfte in unserer Stadt ihre Beschäftigung. Seit 1950 hat der Einpendlerverkehr nach Freiburg von 9849 um über 5000 Personen (+ 52%) zugenommen. Demgegenüber ist die Zahl derjenigen, die in Freiburg wohnen und außerhalb der Stadt ihren Lebensunterhalt beziehen, nicht groß.

Nachdem mit wenigen Sätzen die Bevölkerungszunahme schon angedeutet wurde, soll kurz auch die Bevölkerungsbewegung in den vergangenen fünf Jahren gestreift werden. Dabei erweist sich die Ausdehnung des Bevölkerungsvolumens in der Hauptsache als Folge einer starken Zuwanderung von außerhalb, während die natürliche Bewegung sich ziemlich konstant verhält. Allerdings kann aus den Zahlen unschwer die Tendenz entnommen

Die Entwicklung der Bevölkerung seit 1950

Jahr	Bevölkerung insgesamt	Zugang gegen Vorjahr	Zugang durch	
			Geburten- überschuß	Wande- rungs- gewinn
1950	112315	+ 6124	636	5488
1951	118525	+ 6210	542	5668
1952	121713	+ 3188	474	2714
1953	125617	+ 3904	547	3357
1954	126568	+ 951	608	343
1955	129039	+ 2471	587	1884

werden, daß der Wanderungsgewinn sich verringert und dies vornehmlich deshalb, weil nach Auffüllung des Bevölkerungsvolumens der Wegzug sich verstärkt, während gleichzeitig der Zuzug stabil bleibt. Diese Feststellung ist gerade in Freiburg mit seinen zahlreichen Angehörigen der Universität sowie der sonstigen Hoch- und Fachschulen von Bedeutung: Das ständige Kommen und Gehen mit Aufenthalt von beschränkter Dauer. Zu Beginn dieses Jahres hatte Freiburg einen Bestand von 13 817 Flüchtlingen, 1950 waren es knapp 5000; gemessen an der Gesamteinwohnerzahl ist ihr Anteil von 4,5 auf 11,4% heraufgegangen. Es ist schwerlich vorauszusehen, wie auf Grund der Ost-West-Beziehungen die Bevölkerungsentwicklung weiter verlaufen wird, doch kann nach den Beobachtungen der letzten Jahre angenommen werden, daß die Zuwanderung nach Freiburg allmählich in ein langsames Tempo hinübergelitet. Betrachtet man die ständig hier wohnhafte Bevölkerung ohne die Personen mit zweitem Wohnsitz in Freiburg, würde die Bevölkerung bis Anfang 1956 auf 121 037, also seit 1950 um rund 10 200 Personen gestiegen sein. Daraus geht hervor, daß die künftige Entwicklung in stärkstem Maße von der Schaffung neuer Wohn- und Arbeitsplätze abhängig sein wird.

Unbeeinflusst bleibt die Größe der Einwohnerschaft von der innerstädtischen Wanderung, von den Umzügen innerhalb des Stadtbereiches. Diese Umzüge bewegen sich zwischen 9000 und 11 000 Personen im Jahr; in anderen Städten ist der Wohnungswechsel noch viel höher. Er ist ein deutlicher Hinweis auf die anormalen Wohnungsverhältnisse, und es muß damit gerechnet werden, daß diese Bewegung auch weiterhin anhält, bis die Wohnraumfrage einer besseren Lösung zugeführt sein wird. Es wäre jedoch falsch, anzunehmen, daß dieses Problem nur auf Städte mit erheblichen Kriegsschäden beschränkt bleibt; im Gegenteil, auch unzerstörte Städte haben Jahr um Jahr eine relativ hohe Umzugsbewegung zu verzeichnen, die beweist, daß auch dort das Verhältnis zwischen Bevölkerungsvolumen und Wohnraumvolumen keineswegs ausgeglichen ist.

Die natürliche Bevölkerungsbewegung, die in den Zahlen der Eheschließungen, Geburten und Sterbefälle ihren Niederschlag findet, hat in Freiburg in den vergangenen Jahren einen recht günstigen Verlauf genommen. Im Durchschnitt werden jährlich rd. 600 Menschen mehr geboren als sterben, und im Vergleich mit anderen Städten liegt die Freiburger Geburtenziffer — Lebendgeborene auf 1000 Einwohner — mit 14,8 im Jahre 1955 weit höher als beispielsweise in Stuttgart (12,3), Mannheim (13,0), Karlsruhe (12,7), Heidelberg (13,1) oder Wiesbaden (12,1), während die Sterbeziffer — Gestorbene auf 1000 Einwohner — nicht nennenswert von derjenigen der genannten Städte abweicht. Auch die Säuglingssterblichkeit ist mit 3,3 v. H. der Lebendgeborenen relativ günstiger als im Durchschnitt der Vorjahre und auch den anderen Städten gegenüber.

Über die Gesundheitsverhältnisse der Bevölkerung können nur bedingte Aussagen gemacht werden, da die darüber vorliegenden Unterlagen, nämlich der Kranken-

stand der bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse pflichtversicherten Mitglieder, nicht umfassend genug ist. Ende Dezember 1955 waren von diesem Personenkreis 4,4 v. H. krank gemeldet. Von den 18 Großstädten im süd- und südwestdeutschen Raum haben nur Regensburg und Würzburg eine um wenigstens geringere, alle übrigen Städte hingegen eine höhere Krankenziffer als Freiburg aufzuweisen.

Für den Gesundheitsdienst der Städte ist eine ausreichende Bettenzahl in den Krankenanstalten ein dringendes Erfordernis. Wohl ist der Bettenbestand hier wie anderwärts in den vergangenen Jahren vermehrt worden. In Freiburg waren am Jahresende 1955 zus. 2760 ständige Krankenbetten vorhanden, das sind auf 1000 Einwohner rd. 21 Betten. In Heidelberg betrug der Bettenbestand 4091 oder 32,6 auf tausend Einwohner, in Würzburg 3235 = 31,8. Wenn auf Grund der nachgewiesenen Verpflegungstage festgestellt wird, daß die Bettenbelegung in Freiburg 90 % erreicht, so dürfte die Notwendigkeit einer weiteren Vermehrung des Bettenbestandes außer Zweifel stehen. Zwar werden die Kliniken und Krankenhäuser in weitem Maße von ortsfremden Patienten frequentiert, aber im Notfall müßte die Aufnahmefähigkeit bei plötzlich auftretenden epidemischen Erkrankungen ausreichend gewährleistet sein. Hier erwachsen für Freiburg noch große Aufgaben, die mit dem Ausbau der klinischen Anstalten der Universität in engstem Zusammenhang stehen.

Und noch ein anderer Zusammenhang tritt hier in Erscheinung; denn immer wieder wird auf die unbestreitbare Tatsache verwiesen, daß der Gesundheitszustand der Bevölkerung einer Gemeinde bzw. einer Stadt weitgehend von ihren Wohnverhältnissen beeinflußt wird. Dem Wohnungswesen ist daher im Rahmen einer wenn auch noch so gedrängten Übersicht über Freiburg ein besonderer Platz einzuordnen. Nach dem Verlust so vieler Wohngebäude und Wohnungen während des Krieges ist in den verfloßenen 10 Jahren auf dem Gebiet des Wohnungsbaues Außerordentliches geleistet worden; seit 1950 wurden bis Ende vorigen Jahres 9341 Wohnungen mit 33 649 Wohnräumen teils durch Neubau, teils durch Wiederaufbau erstellt; in der gleichen Zeit wurden rd. 214,6 Mill. DM für den gleichen Zweck investiert. Vor Kriegsausbruch hatte die Stadt rd. 29 400 Wohnungen; am 1. Januar 1956 war der Bestand auf 34 063 heraufgegangen. In der gleichen Zeit ist die Bevölkerung von rd. 108 500 auf 129 000, mithin um 20 500 Personen gestiegen. Schon dieser Zahlenvergleich läßt erkennen, daß trotz aller Anstrengungen dem Wohnbedürfnis in unserer Stadt noch in keiner Weise befriedigend Rechnung getragen werden konnte. Die städtische Wohnungsbehörde meldet am Jahresende 1955 eine registrierte Zahl von rd. 10 000 Wohnungsuchenden; man weiß jedoch, daß diese Zahlengröße nicht dem tatsächlichen Wohnungsbedarf entspricht, denn wer als Wohnungsuchender eine Dreiraumwohnung hat und eine Fünfraumwohnung benötigt, gibt bei der Zuweisung eine Wohnung frei. Um den echten Wohnungsbedarf zu ermitteln, sind zahlreiche Berechnungsmethoden demonstriert worden; nur wenige davon besitzen praktische Bedeutung, wenn es darum geht, die Ermittlung nicht nur für ein Land mit Tausenden von Gemeinden, sondern eben für eine einzige Gemeinde von besonders gearteter Struktur zu erstellen. Eine häufig angewandte Methode stützt sich auf die sogenannte Belegungsdichte, d. h. auf die Errechnung der Personen je vorhandenem Wohnraum. Es ist erinnerlich, daß in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch und nach der Währungsreform hauptsächlich kleinräumige Heime mit oft nur ein oder zwei Wohnräumen erstellt worden sind, um insbesondere den ausgebombten

Familien möglichst rasch zu einem billigen Wohnheim zu verhelfen. Als die Unzweckmäßigkeit solcher Bauweise insbesondere im Hinblick auf den Familienaufbau erkannt und der Übergang zu Mehrraumwohnungen und solchen mit erweiterter Nutzfläche vollzogen war, traten andere das Wohnungswesen belastende Schwierigkeiten in den Vordergrund, die mit der Finanzierung und demzufolge mit der Mietbelastung, aber auch mit der Umlegung und Erschließung des Baugeländes zusammenhängen. Daß die Mehrung der Wohnräume je Wohnung zu einer Änderung der Belegungsdichte geführt hat, liegt auf der Hand; sie soll für Freiburg und darüber hinaus für eine Reihe anderer Städte in der folgenden Übersicht dargestellt werden.

Stadt	Wohnräume (ohne Küchen) je 100 neu-gebaute Wohnungen			Belegungsdichte (Pers. je vorh. Wohnraum)		
	1953	1954	1955	1953	1954	1955
Heilbronn	286	276	293	1,28	1,25	1,20
Freiburg	253	260	292	1,39	1,33	1,30
Stuttgart	287	288	288	1,35	1,33	1,31
Karlsruhe	246	259	280	1,35	1,31	1,27
Kassel	262	278	280	1,45	1,41	1,36
Ulm	257	276	278	1,46	1,41	1,37
Heidelberg	245	254	269	1,46	1,47	1,46
Darmstadt	247	254	268	1,43	1,41	1,38
Nürnberg	242	242	264	1,38	1,33	1,27
Augsburg	234	255	264	1,40	1,36	1,33
Wiesbaden	•	287	259	1,50	1,46	1,42
Frankfurt	248	252	255	1,45	1,41	1,36
München	221	251	254	1,50	1,47	1,42
Ludwigshafen	227	239	250	1,58	1,55	1,52
Pforzheim	•	250	242	1,47	1,42	1,37
Mannheim	222	220	234	1,65	1,59	1,53

Der Betrachter dieser Zahlenreihen wird auf den ersten Blick erkennen, daß der in den vergangenen drei Jahren vollzogene Wandel in der Bauweise zu einer immerhin begrüßenswerten Wohnraumerweiterung und damit auch zu einer wenigstens rechnerisch feststellbaren Minderung der Belegungsdichte geführt hat. Man sieht weiter aus der dritten Zahlenspalte, daß Freiburg 1955 im Kreise dieser 16 Städte hinter Heilbronn den zweitgünstigsten Platz in der Verteilung der Wohnräume auf neugebaute Wohnungen einnimmt. Daraus müßte angenommen werden, daß der Wohnungsmangel in unserer Stadt von Jahr zu Jahr zurückgegangen ist. Statt dessen ist das Wohnungsproblem immer drückender und der Wohnraummangel zusehends größer geworden ist. Wie ist das zu verstehen? Zunächst nimmt die Berechnung der Wohnungsfehlmenge ihren Ausgang von den Resultaten der Wohnungszählung 1950. Die Überbelegung von Normal- und Notwohnungen im damaligen Zeitpunkt als Ausfluß der Zerstörungen während des Krieges ist zum Regelfall geworden. Diese Überbelegung hatte weiter zur Folge, daß Räume, die der gewerblichen oder freiberuflichen Nutzung dienten, zugleich aber auch für Wohnzwecke verwendet wurden, als Wohnraum angeschrieben worden sind. Dadurch ist die tatsächliche Höhe der Zweckentfremdung von Wohnraum in den Ausgangszahlen nicht merklich zum Ausdruck gekommen. Bei der Fortschreibung der Ergebnisse findet sie ebensowenig Beachtung. Man denke dabei an die zahlreichen Kleingewerbetreibenden (Schneider, Bügler, Weißzeugnäher, Stricker usw.), aber auch an die freiberuflich tätigen Ärzte, Zahnärzte, Heilpraktiker, Rechtsanwälte, Steuerberater, ferner an die Professoren und Dozenten der Universität und anderer Hochschulen, die Räume für ihre Praxis und Berufsausübung in der eigenen Wohnung benötigen und dem Wohnzweck entziehen. Und noch ein weiterer Faktor spielt für Freiburgs Wohnungswirtschaft eine

wesentliche Rolle. Von Semester zu Semester steigt die Zahl der Studierenden an der Universität; hinzu kommen die Studierenden an den sonstigen Hoch- und Fachschulen, Finanzschule, Postschule, Frauenfachschulen, Caritasseminaren, Lehrerakademien und anderes mehr. Sie alle, soweit sie nicht in Internaten untergebracht sind, benötigen Wohnraum, und zwar in den meisten Fällen Einzelzimmer. Freiburg hat in den vergangenen Jahren mehrfach die ungünstige Wirkung des Wohnraummangels verspüren müssen. Ein großer Teil dieser aus beruflichen oder schulischen Gründen hierherkommenden Personen ist gezwungen, ihre Unterkunft außerhalb der Stadt zu suchen; damit aber entgeht Freiburg der einzige wirtschaftliche Nutzen seiner Kulturleistung. Auf die Wohnungsverhältnisse bezogen, wird man sagen müssen, daß eine lineare Berechnung des Wohnungsmangels hier nicht zum Ziele führt und deshalb andere Maßstäbe anzuwenden sind, die ihren Ausgangspunkt von dem Bedarf an Wohnraum unter Einrechnung der angedeuteten Sonderfälle zu nehmen haben. Eine genaue Untersuchung dieser Umstände, durchgeführt am Ende des verflossenen Jahres, hat ergeben, daß aus der ermittelten Fehlmenge an Wohnräumen, umgesetzt in Wohnungen zu drei Zimmern (ohne Küchen), ein Bedarf von 7200 Wohnungen sich errechnet, um die Unterkunftsbedürfnisse in unserer Stadt zu befriedigen. Nach den Unterlagen des vorigen Jahres betragen die Kosten für eine Wohnung im Durchschnitt rund 21 800 DM. Der Bauaufwand für die in Freiburg fehlenden Wohnungen würde demnach nahe bei 157 Millionen DM liegen. Von der finanziellen Seite her gesehen mag die Lösung des Wohnungsproblems in den Bereich der Utopie entrücken, allein man wird auch andere Wege finden, um die dringendsten Fälle der Not und des Elends in Fragen der menschenwürdigen Unterbringung von Familien und Einzelpersonen zu beseitigen. Immerhin bleibt die Wohnungsnot in Freiburg das soziale Hauptproblem unserer Stadt.

Wie sehr die Wohnungsnot ein soziales Problem erster Ordnung ist, tritt besonders deutlich zutage, wenn man die Wohnungsuchenden nach der Dauer ihrer Registrierung betrachtet und damit gleichsam die Rückstände in der Wohnversorgung zeitlich ins Auge faßt. Wie erwähnt, sind nach dem Stande vom 1. Januar 1956 in Freiburg insgesamt 10 166 wohnungsuchende Familien vorgemerkt. Wenn auch diese Zahl weit über den effektiven Wohnungsfehlbedarf hinausragt, da ein Teil dieser Reflektanten mit der Zuteilung einer passenden Wohnung eine bereits innegehabte Wohnung freigibt, so kann doch der tatsächliche Bedarf mit etwa sieben Zehntel der registrierten Zahl angenommen werden. Diese Größenordnung ergibt sich rechnerisch aus der Differenz zwischen Einwohnerzahl und Wohnraumbestand bei einem Raumsoll je Wohnung von vier Einheiten (einschließlich Küchen). In der bei der Wohnungsbehörde aufliegenden Vormerkliste sind nun bemerkenswerterweise 2880 Familien aufgeführt, deren Registrierung bereits auf die Jahre 1950 und früher zurückgeht und die bis heute ohne Zuteilung geblieben sind. Auf die Gesamtzahl der in die Vormerkliste eingetragenen Familien bezogen, sind das rund drei Zehntel und auf den effektiven Wohnungsfehlbedarf erstreckt sogar vier Zehntel der auf eine Wohnung Wartenden. Diese erstaunlich hohe Zahl von noch nicht wohnversorgten Familien aus früheren Jahren wird als soziales Notproblem unserer Stadt noch unterstrichen, wenn man zugleich feststellt, daß z. B. in Baden-Baden der Anteil dieser Gruppe an den gesamten Wohnungsuchenden 12,2 %, in den Landkreisen des Regierungsbezirks Südbaden 11,8 % und im Regierungsbezirk insgesamt 16,0 % ausmacht. Es erweist sich also daraus, daß die durch den kriegsbedingten Wohnungsschwund bei der Wohnungszählung 1950 beobachtete Überfüllung von Woh-

nungen mit Mietparteien noch heute wenig gelockert ist; man wird sich die Situation etwa so zu erklären haben, daß zunächst bis 1950 nur die notwendigsten Ausbesserungen an beschädigten Wohnungen erfolgen konnten, die Erweiterung des Wohnungsvolumens bis dahin wegen der Lage am Kreditmarkt aber sehr eingeschränkt war. Nach 1950 sind dann auf dem Wege der öffentlichen Förderung zwar zahlreiche Wohnungen neugebaut und wiederaufgebaut worden, jedoch war die Vergabe dieser Wohnungen zum großen Teil zweckgebunden, und die einheimischen Wohnungsuchenden konnten nur in geringem Maße bei der Versorgung berücksichtigt werden. Und noch ein anderer Umstand erschwert die Lösung des Wohnungsproblems. Die Zweckentfremdung von Wohnräumen ist seit 1950 nicht geringer, statt dessen eher größer geworden, da immer mehr Berufstätige zugewandert sind, die ihren Beruf in der eigenen Wohnung ausüben. Andererseits sind durch die Währungsreform viele ausgebombte Freiburger Familien, die nach dem Angriff notdürftig bei anderen Familien untergekommen sind, heute nicht mehr in der Lage, aus eigener Kraft sich eine Wohnung zu erstellen; andere, die das Schicksal des Novembers 1944 nach außerhalb verschlagen hat, außerstande, die Mittel für die Wohnungsbeschaffung in ihrer alten Heimat bereitzustellen.

Um alle diese Umstände näher kennenzulernen und damit das wirkliche Ausmaß des Wohnungsbedarfs festzustellen, hat die Bundesregierung durch Gesetz vom 17. Juni 1956 über eine Statistik der Wohn- und Mietverhältnisse und des Wohnungsbedarfs eine Wohnungszählung auf den 25. September 1956 in allen Ländern des Bundesgebietes angeordnet, die mit einer kleinen Volkszählung verbunden sein wird. Wohl wird der Bestand der Wohnungen auf Grund der Bauabnahmen regelmäßig nach verschiedenen Merkmalen fortgeschrieben, aber unsere Kenntnis von der inneren Struktur des Wohnungsmarktes, von den Mietverhältnissen, von den tatsächlichen Wünschen der Bevölkerung über Größe, Beschaffenheit der Wohnungen usw. bleibt leider trotzdem viel zu lückenhaft, so daß wir auf die jetzt geplante Bestandsaufnahme kaum verzichten können.

Die Durchführung einer solchen umfangreichen Zählung, der in Freiburg eine Gebäudevorerhebung vorausgehen muß, bedeutet für die Gemeindeverwaltung selbstverständlich eine außergewöhnliche organisatorische Aufgabe und technische Belastung. Zusätzlich wird sie noch dadurch erschwert, daß in Baden-Württemberg auch die Stadtratswahlen bevorstehen, deren gleichfalls sehr umfangreiche und schwierige Vorbereitungen sich also unvermeidbar mit den Arbeiten für die Wohnungszählung überschneiden müssen. Wenn man sich vor Augen führt, daß für diese Erhebung allein in der Stadt Freiburg über 1000 ehrenamtliche Zähler eingesetzt werden müssen, dann ist damit eigentlich das Ausmaß der Schwierigkeiten schon umrissen. Nach dem Wortlaut des Gesetzes freilich handelt es sich um eine scheinbar leichte Aufgabe; der § 7 bestimmt nämlich schlicht und einfach: „Zur Durchführung der Erhebung werden ehrenamtliche Zähler bestellt.“ Die Gemeindeverwaltungen, denen die Last dieser Durchführung obliegt, müssen nun sehen, wie sie mit dem unzeitgemäßen Institut der ehrenamtlichen Tätigkeit praktisch fertig werden. Sie sind dabei notwendig angewiesen wie bei den Wahlen und hoffen auf tatkräftige Unterstützung durch wirkungsvolle Durchführungsverordnungen der Länderregierungen, damit sich die für die ausführenden Organe sehr enttäuschenden, ganz allgemein deprimierenden Erfahrungen bei der Volkszählung 1950 nicht noch einmal wiederholen können. Niemals sind große statistische Erhebungen populär gewesen, und mit gewissen gefühlsmäßigen Widerständen in der Bevölkerung wird man immer rechnen müssen. Dabei ist in Wahrheit die Aversion gegen den Fragebogen,

soweit er überhaupt von der amtlichen Statistik herkommt, in quantitativer Hinsicht völlig unberechtigt. Den letzten größeren statistischen Fragebogen hat der Durchschnittsbürger bei der letzten Volkszählung ausgefüllt; die jährlich wiederkehrenden Fragebogen für die Personenstandsaufnahme sind in Freiburg seit 1952 durch die Einrichtung der Adrema-Anlage bei der Stadtverwaltung entfallen, und die Erhebungen für das alljährlich erscheinende Adreßbuch haben bekanntlich mit Statistik nichts zu tun. Die zum Gelingen einer Zählung grundlegend wichtige Aufgabe der Organisation muß durch eine weitgehende intensive Aufklärung der Bevölkerung unterstützt werden. Gewiß kann man mit Statistik nicht das Wohnungselend an sich beheben; die Statistik aber soll Helfer sein, die Notstände in ihrer vielfachen Form aufzuklären und damit beizutragen, die Wege, und zwar die richtigen Wege zur Beseitigung der Not zu ebnen. Wer die Not erkennt, wird sich nicht verschließen können, an ihrer Ausräumung mitzuwirken, und er tut das schon durch sorgfältige Beantwortung aller an ihn gerichteten Fragen und durch seine aktive Mithilfe bei der Durchführung der Erhebung.

Wie sehr sich die Stadt und ihre Bürgerschaft um die Ausgestaltung des Fremdenverkehrs bemüht, im Wettlauf der Städte um die Gunst der fremden Besucher ihren Platz zu behaupten und zu festigen, ersieht man aus den Sitzungsberichten des stadträtlichen Verkehrsausschusses und des Freiburger Verkehrsvereins. In ausführlicher Weise sind die besonderen Probleme des Fremdenverkehrs für unsere Stadt bereits früher besprochen worden. Nach wie vor gilt die Forderung, die Unterbringungskapazität zu erweitern und den Gästen alles zu bieten, was sie zu längerem Verweilen in Freiburg anreizt. Auch 1955 hat sich der Gästestrom gegenüber den Vorjahren wieder verbreitert; insgesamt 177 382 Besucher sind in den hiesigen Beherbergungsstätten abgestiegen, und über 300 000 Übernachtungen sind registriert worden. Unter den Gästen waren fast 50 000 ausländischer Herkunft; auf sie entfielen über 78 000 Übernachtungen. Erfreulicherweise ist die durchschnittliche Übernachtungszahl je Gast gegenüber den Vorjahren etwas gestiegen; auf 10 Besucher kamen 1955 rund 19 Übernachtungen. Bei allem Bemühen, dem Gast den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten, darf jedoch nicht übersehen werden, welche tiefgreifenden Veränderungen in der Gesamtstruktur des Verkehrs im allgemeinen und des Gästeverkehrs im besonderen sich gegenüber der Vorkriegszeit vollzogen haben. Während ehemals der mit der Bahn reisende Gast nach dem Abschluß seiner Geschäfte, an den Fahrplan gebunden, sich entschließen konnte, den folgenden Tag für die Rückreise zu benutzen, wird er heute, mit seinem Wagen kommend, eher geneigt sein, sofort die Rückfahrt anzutreten, um am gleichen Tag seinen Heimatort zu erreichen. Wenn also mit Rücksicht auf diese strukturelle Wandlung die Übernachtungszahl in manchen Städten dennoch hoch gelegen ist, so wird man auch einen Vergleichsmaßstab für die Charakterisierung einer Stadt als Fremdenverkehrsstadt annehmen dürfen, sofern sie 50 und mehr Übernachtungen von Fremden je Einwohner aufzuweisen hat. Unter diesem Gesichtspunkt ist die folgende Gruppierung der Städte zu betrachten.

Tagesdurchschnittliche Übernachtungen in Hotels und Privatzimmern je 10 000 Einwohner im Jahre 1955

50 und mehr Übernachtungen			
Konstanz	240	Wiesbaden	65
Bayreuth	121	Ulm	65
Passau	101	Fulda	62
Heidelberg	89	Frankfurt	60
München	65	Koblenz	58

Freiburg	55	Würzburg	52
Weinheim	55	Coburg	50
Kempten	55		
40 bis unter 50 Übernachtungen			
Trier	49	Stuttgart	42
Marburg	48	Bruchsal	42
Kassel	44	Bamberg	40
30 bis unter 40 Übernachtungen			
Nürnberg	38	Darmstadt	34
Ludwigsburg	38	Kaiserslautern	34
Hof	37	Augsburg	33
Ingolstadt	37	Regensburg	33
Schwäbisch-Gmünd	36	Gießen	33
Kulmbach	36	Weiden	33
Karlsruhe	35	Mainz	32
Heidenheim	35	Heilbronn	32
Ansbach	35		
20 bis unter 30 Übernachtungen			
Erlangen	29	Landshut	22
Pforzheim	28	Hanau	21
Aschaffenburg	28	Freising	21
Mannheim	27	Geislingen	21
Straubing	24	Pirmasens	20
Amberg	22		
10 bis unter 20 Übernachtungen			
Schweinfurt	19	Worms	13
Selb	18	Offenbach	12
Eßlingen	17	Ludwigshafen	11
Fürth	14	Neustadt/Coburg	10

Da in Freiburg nur wenige Privatzimmer für den Gästeverkehr zur Verfügung stehen und deren Belegung nicht registriert wird, würde bei vollständiger Ausnützung und Aufzeichnung aller Übernachtungsgelegenheiten ähnlich wie in anderen Städten der Vergleichswert für unsere Stadt wesentlich höher liegen. Wir sind der Ansicht, man sollte auch diese Möglichkeit zur Verbreiterung des Gästeverkehrs nicht ungenutzt lassen und nicht zuwarten, bis die Bettenzahl in den Hotels, Gasthäusern und Fremdenheimen den Anschluß an die Vorkriegszeit gefunden hat. Jedenfalls hätte die Stadt Freiburg und ihre Wirtschaft einen nicht unbedeutlichen Nutzen davon, wenn mehr Privatzimmer für die Besucher zur Verfügung stehen würden.

Der Gesamtverkehr ist allmählich zu einem besonders bedauernden Anliegen aller Städte und Gemeinden geworden. Das ergibt sich schon aus der Feststellung, daß der Kraftfahrzeugbestand in Freiburg seit 1950 bis zu Beginn dieses Jahres von 7528 auf 15 244 gestiegen ist. Diese Verdoppelung trifft sowohl für Kraftwagen als für Personenkraftwagen zu, die beide ungefähr den gleichen Stand aufweisen. Der Gesamtverkehr einer Großstadt ist aber nicht nur von den örtlich zugelassenen Fahrzeugen allein frequentiert; hinzu kommen die Kraftfahrzeuge anderer Städte und Kreise, die ihre Fahrten über die Bundesstraßen 3 und 31 mitten durch unser Stadtgebiet durchführen, ferner die zahlreichen ausländischen Verkehrsmittel aus der Schweiz, aus Frankreich, Italien, Österreich und anderen Staaten. Die Verkehrsbelastung unserer Straßen wird durch die Verdichtung des Fahrzeugbestandes immer größer, die Verkehrssicherheit ständig schwieriger. Der Aufwand für Erweiterung und Instandsetzung des Straßennetzes verschlingt Millionen, und trotzdem sind es zumeist nur Teillösungen, die in Angriff genommen werden, um die schlimmsten Mißstände zu beheben. Über die Entwicklung des Kraftfahrzeugbestandes in den größeren Städten Süddeutschlands unterrichtet die folgende Übersicht

Zum Verkehr zugelassene Kraftfahrzeuge (jeweils 30. Sept.)

Stadt	Personenkraftwagen			Krafträder		
	1953	1954	1955	1953	1954	1955
München	38 316	45 724	56 969	35 054	38 026	39 264
Frankfurt	26 258	32 258	39 317	17 831	19 642	18 838
Nürnberg	13 233	16 174	20 231	10 739	12 108	11 813
Mannheim	9 050	10 867	13 854	9 554	10 467	11 075
Wiesbaden	7 958	9 781	11 087	6 864	7 776	7 964
Augsburg	5 342	5 181	7 867	5 117	5 400	6 315
Kassel	5 381	6 674	8 141	3 828	4 360	4 645
Freiburg	6 276	6 495	7 049	6 404	6 417	6 720
Ludwigshafen	3 411	3 875	5 267	4 883	5 295	5 848
Darmstadt	3 745	4 702	6 007	3 951	4 413	4 809
Heidelberg	3 953	4 917	5 775	3 536	4 180	4 283
Regensburg	3 689	4 334	5 165	3 555	4 680	4 603
Mainz	3 662	4 583	5 397	3 014	3 947	3 213
Ulm	2 817	3 335	4 180	2 189	2 607	2 905
Heilbronn	2 712	3 226	3 862	3 126	3 367	3 518
Pforzheim	2 670	3 149	3 925	2 460	2 758	2 794

Einen anderen Weg der vergleichenden Beobachtung hat Mannheim eingeschlagen, um die motorisierten Fahrzeuge (ohne Mopeds) auf eine einheitliche Basis zu bringen. Es wurden für die einzelnen Städte die zugelassenen Kraftfahrzeuge nach dem Stand vom 30. September 1955 in PKW-Einheiten umgerechnet, wobei eine PKW-Einheit = 2 Kräder = 0,5 LKW bedeutet. Nach dieser Umrechnung ergibt sich folgendes Bild:

Städte	PKW-Einheiten	
	absolut	auf 1000 Einwohner
München	105 965	111
Heilbronn	8 707	111
Freiburg	14 023	110
Frankfurt	68 702	109
Pforzheim	7 294	104
Ulm	8 927	101
Mannheim	28 524	100
Darmstadt	11 864	97
Nürnberg	38 456	93
Karlsruhe	20 070	92
Heidelberg	11 195	90
Regensburg	10 989	89
Kassel	16 778	88
Wiesbaden	21 613	87
Augsburg	16 413	82
Ludwigshafen	12 167	82

In dieser Aufstellung rangiert Freiburg hinter München und Heilbronn an dritter Stelle, und weit größere Städte folgen in bedeutendem Abstand. Bekanntlich werden während der Wintermonate besonders die Krafträder, neuerdings aber auch Personenkraftwagen in größerer Zahl abgemeldet. Das Ausmaß dieser saisonalen Stilllegung ist besonders bei Krädern recht beachtlich und dadurch meßbar, daß der Stand am Jahresende mit dem Stand vom 30. September verglichen wird. Während aber die Entlastung des Verkehrs z. B. in Augsburg 47 Prozent, in Nürnberg 39 Prozent, in Mannheim 37 Prozent und in München 30 Prozent ausmacht, sind in Freiburg auch über den Winter noch 93 Prozent der Krafträder im Verkehr.

Mit wachsender Verkehrsbelastung ist ständig auch die Zahl der Verkehrsunfälle heraufgegangen. Wir haben aber schon am Ende 1954 feststellen können, daß die Häufigkeit im Gegensatz zu anderen Städten zumindest als

gestoppt gelten konnte. Nunmehr zeigen die Ergebnisse des Jahres 1955 einen echten Rückgang gegenüber dem Vorjahr. Es wurden 147 Unfälle weniger registriert und die Zahl der Verletzten ist gleichfalls leicht rückgängig. Neben der intensiveren Verkehrserziehung mag vor allem die auf einige Straßenzüge ausgedehnte Verkehrsgeschwindigkeitsbegrenzung gewirkt haben, daß Freiburg als Schrittmacher im Kampf gegen Verkehrsunfälle allen anderen Städten gegenüber erfolgreich war.

Auf dem Gebiet der Kulturpflege obliegen der Stadt wichtige überörtliche Aufgaben. Die Städtischen Bühnen haben im Spieljahr 1954/55 im Großen Haus und in den Kammerspielen insgesamt 454 Vorstellungen gegeben, die von über 300 000 Theater- und Konzerfreunden besucht waren. Wie sehr die Veranstaltungen des Freiburger Theaters allorts Anklang gefunden haben, geht schon daraus hervor, daß die Platzausnutzung im Großen Haus 82,7 Prozent und in den Kammerspielen 65,0 Prozent ausmacht. Daneben fanden noch über 300 sonstige Veranstaltungen — Konzerte, Vorträge, Ausstellungen, Tagungen usw. — statt, die das ganze Jahr hindurch zahlreiche Besucher nach Freiburg gebracht haben. Außerdem hat Freiburg 11 Lichtspieltheater mit 6000 Sitzplätzen, die im Jahre 1955 einen bisher nicht erreichten Rekord an Vorstellungen und Besuchern aufweisen konnten. Für 16 135 Vorstellungen sind über 2,6 Millionen Karten verkauft worden. Dabei verfügen die Freiburger Lichtspieltheater im Vergleich mit anderen Städten über eine durchschnittliche, keineswegs aber überhohe Zahl von Sitzplätzen, wie aus dem Folgenden hervorgeht.

Stadt	Sitzplätze auf 1000 Einw.		Verk. Karten je Kopf d. Bev.	
	1952	1955	1952	1955
Mainz	58,8	56,0	21,6	24,8
Wiesbaden	39,0	55,7	18,0	23,0
Frankfurt	50,5	54,1	23,0	22,5
München	49,7	53,7	19,1	22,0
Heidelberg	32,2	58,5	18,8	21,4
Nürnberg	40,9	44,4	15,5	21,0
Freiburg	36,5	48,2	16,8	20,4
Karlsruhe	33,3	47,3	17,8	20,3
Mannheim	53,6	60,7	19,3	20,1
Kassel	35,6	42,8	15,4	18,4
Stuttgart	34,0	40,1	15,4	17,1
Ludwigshafen	52,7	58,0	16,1	16,9
Augsburg	41,5	45,0	14,8	15,0

Wir können hier aus Raumgründen nur einige wenige Beispiele aus dem kommunalen Lebensbereich anführen und erwähnen dies, um uns den Vorwurf zu ersparen, andere und vielleicht weit bedeutendere Aufgabengebiete übersehen zu haben, wie etwa die Versorgung der Stadt mit Wasser, Gas und Strom, die Pflege des kostbarsten Vermögensobjektes unserer Stadt, des Waldes, die gärtnerische Gestaltung des Stadtbildes, die Bibliotheken, Museen, Denkmäler und vieles andere mehr. Eine das ganze kommunale Wirken umfassende Darstellung wäre Aufgabe eines periodisch erscheinenden Verwaltungsberichtes, wie er in anderen, auch weit kleineren Städten, regelmäßig herausgebracht wird, der dazu dienen soll, die Bürgerschaft über alles das zu informieren, was in bestimmten Zeitabständen zum Wohle und Nutzen der Einwohner geschaffen worden ist, der zugleich Rechenschaft geben soll, wie die von den Bürgern gezahlten Steuern verwendet werden, und auch darauf verweist, was noch zu geschehen hat. Hier hätte Freiburg noch nachzuholen, was in anderen Städten bereits seit Jahrzehnten gepflegt worden ist.

F. K.